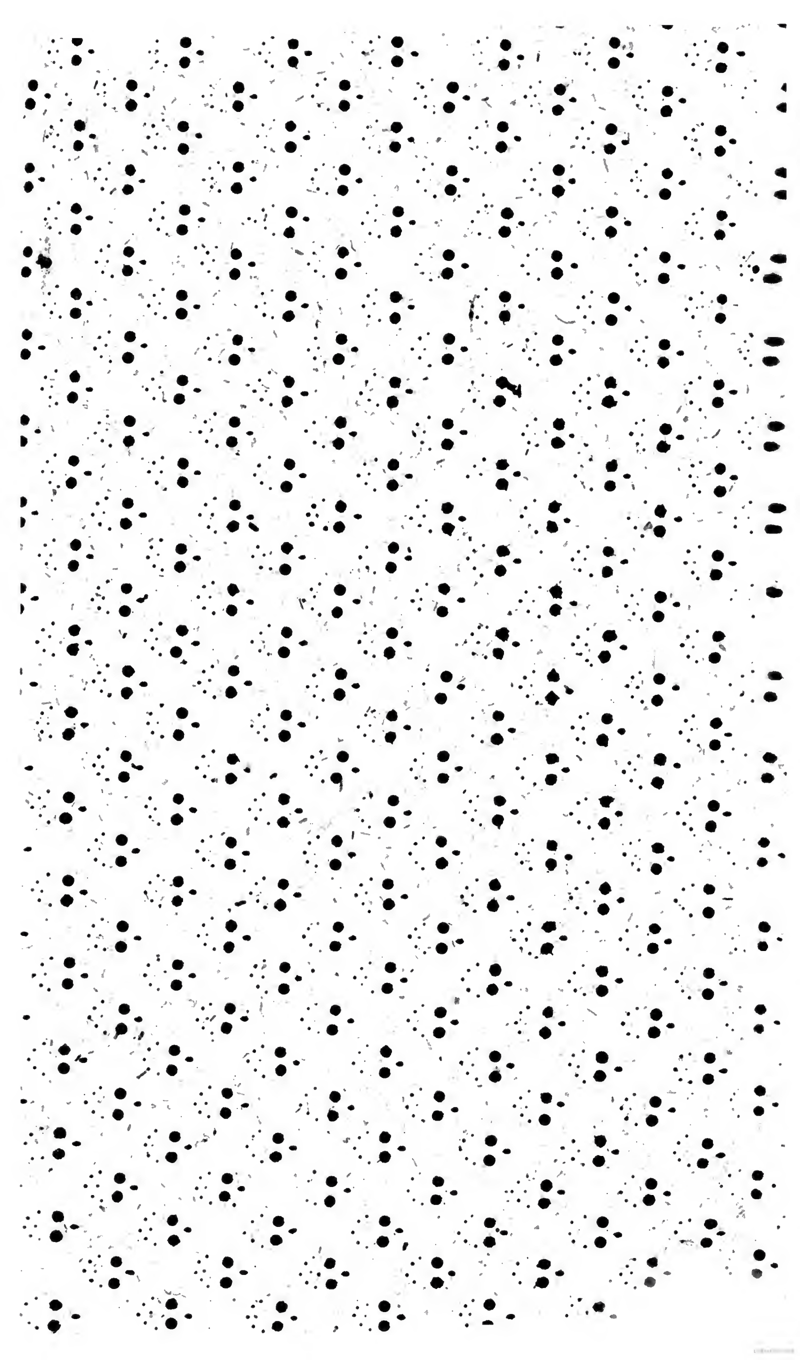
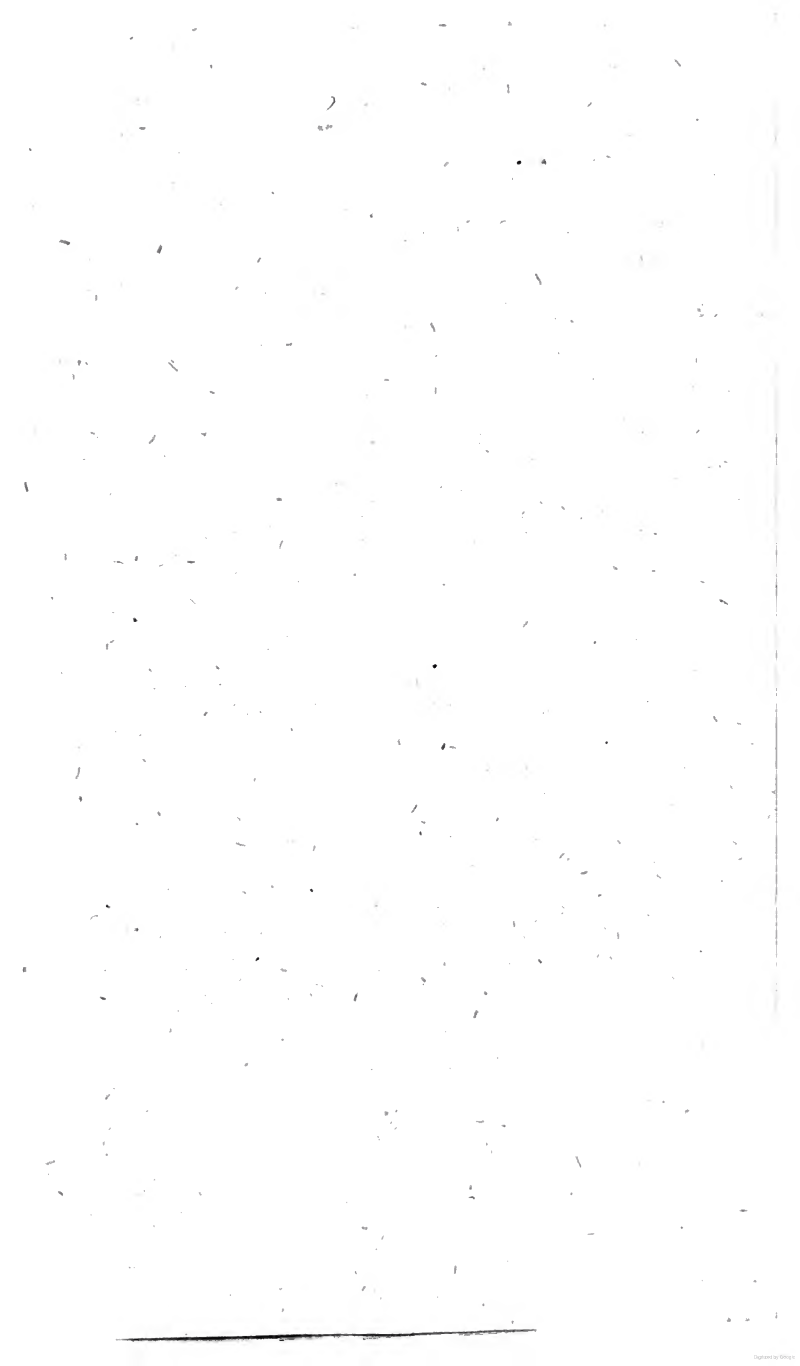

NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
147375-A
ALT-













Die Pfarre an der See.

Ein Roman

von

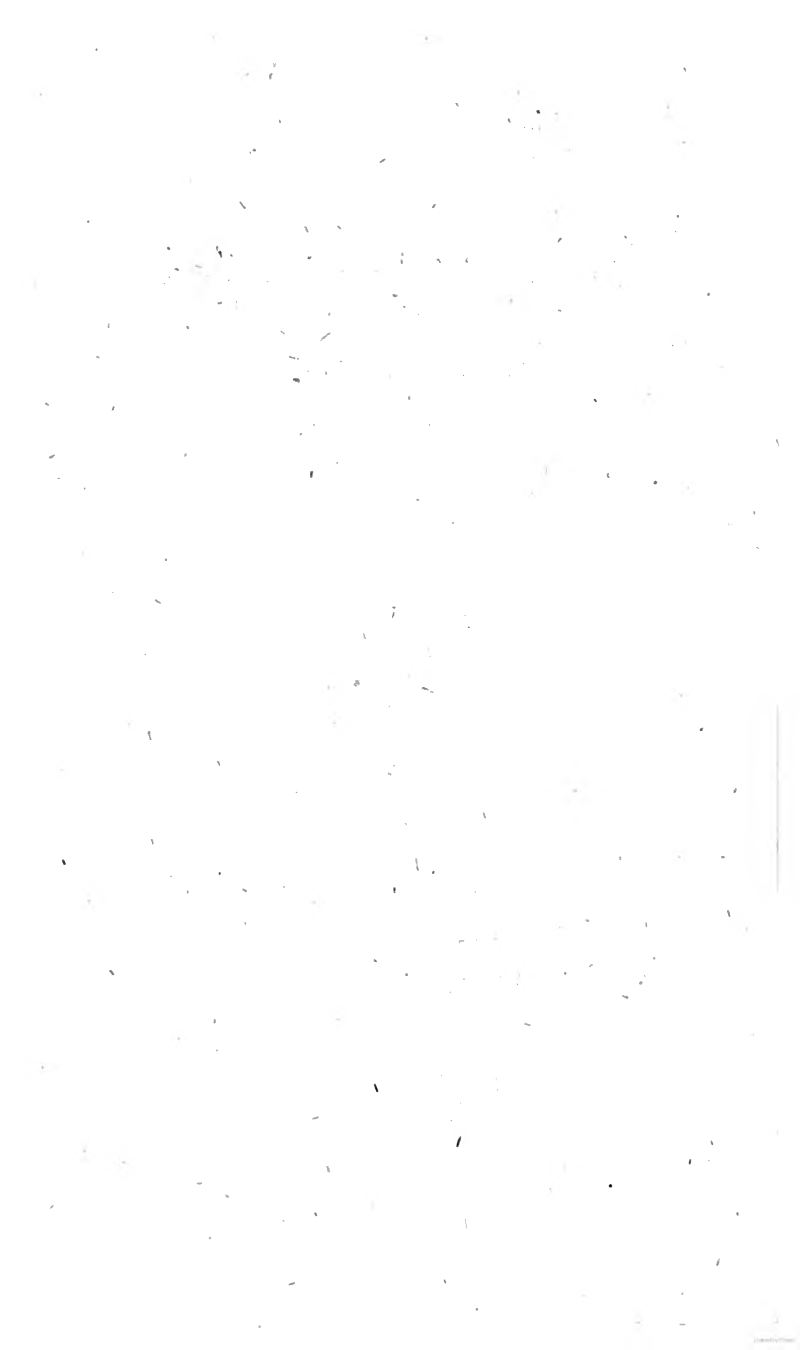
AUGUST LAFONTAINE.



Erster Band.

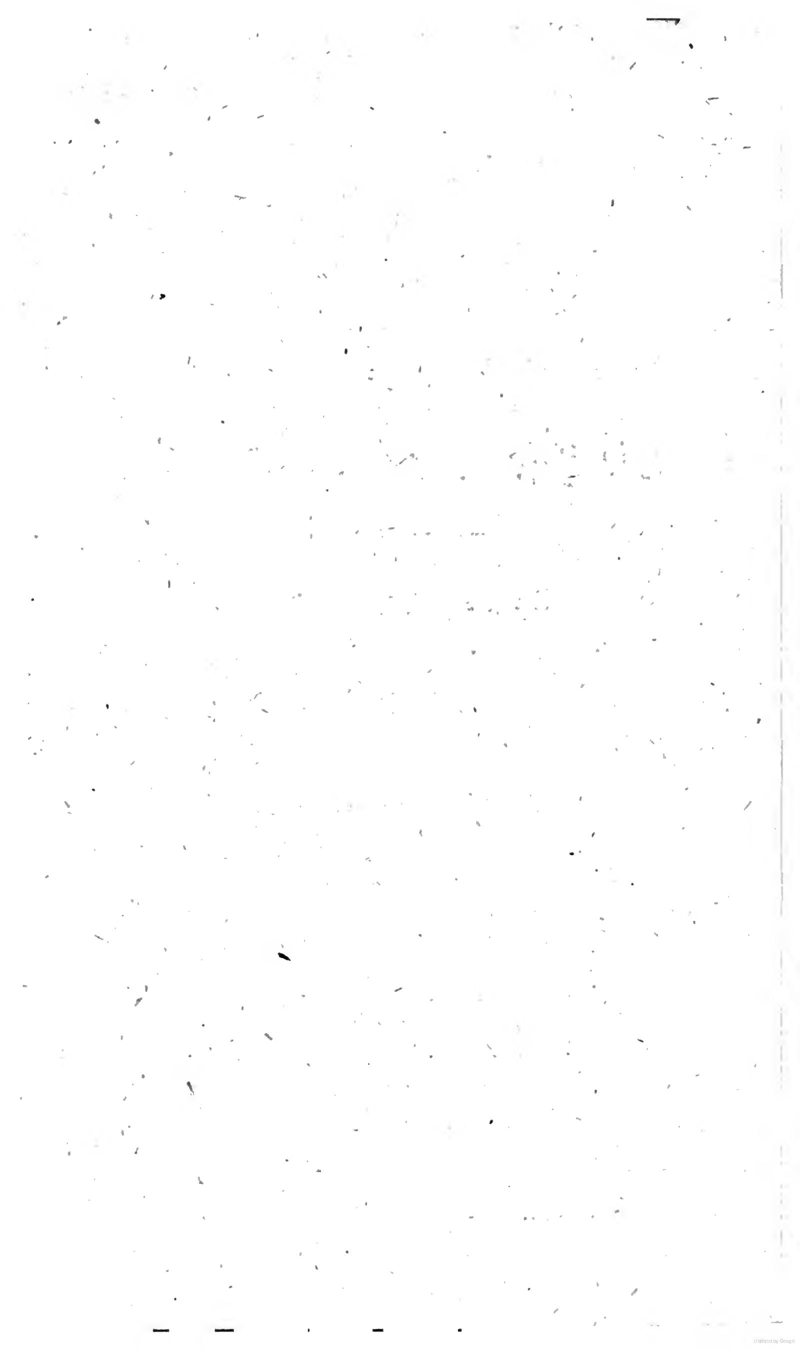
WIEN, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung.



Die Pfarre an der See.

Erster Theil.



1.

Der Pfarrer Braune stand am schönsten Sommerabend auf dem Holmerdeiche, und sah auf dem Meere der untergehenden Sonne nach. So heiter, wie hier die Sonne unterging, war sie für ihn hier nicht aufgegangen. Er war erst seit einigen Tagen Pfarrer in Holm, und nicht unter den erfreulichsten Umständen. Er war von der Regierung mit Gewalt hierher gesetzt, weil die Bauern, die das Recht der Wahl hatten, sich zankten statt zu wählen. Er fand hier eben so viel Feinde als Menschen in Holm. Die Pfarre trug höchstens zweyhundert Thaler, und Braune war so arm, wie die Geest, die er jetzt bewohnte.

Aber er ging dennoch hierher, mit dem festen Vorsatze, die Menschen von Herzen zu lieben und ihnen nützlich zu werden. Gesichter voll Haß empfingen ihn, und voll tückischer Finsterheit.

»Ich will Euch dennoch lieben,« sagte er, in seine kleine Wohnung tretend, indem er seine paar Stühle zurecht, und seine Bücher aufstellte. Er ging in den Garten, auf etwas hoffend, was er

preisen könnte; aber der Garten war nicht im Stande, sein Pfarrfeld ausgesogen, und trotz seines Muthes, der in einer männlichen Brust wohnte, stieß er Seufzer aus.

Er hielt seine Antrittspredigt; mit einem beklemmten Herzen ging er die Kanzeltreppe hinauf; aber da er einen Blick auf die Gemeine geworfen hatte, füllte sich sein Herz mit warmem Muth gegen das Unglück und mit heißer Liebe gegen die Menschen, die vor ihm saßen. Aber seine eigenen Thränen machten kein Auge naß. Die Leute verließen die Kirche, ohne ihn zu grüßen, und er schlich betrübt in seine öde Wohnung.

Am Abend ging er hinab durch die Geest auf den Deich, das Meer und die untergehende Sonne zu sehen. Das Gebrüll der reichen Herden in der Marsch erheiterte ihn; der Anblick des unendlichen Meeres, das rauschend die langen Wellen ans Ufer warf, erhob seine Seele; die untergehende Sonne erquickte ihn.

Da saß er, wo ein Vorsprung des Deichs hinaus an das Ufer reichte. Da saß er nachdenkend über seine arme Lage. Auf einmahl schlug vor ihm eine Flamme auf den Watten oder jenseits der Watten durch die dunkle Nacht auf. Eben schlug es auf seinem Kirchthurme Mitternacht. Höher stieg die Flamme. Er glaubte von den Wellen aus ein Geschrey zu hören, das ihm durch die Seele drang.

Er stürzte hinab ans Ufer. Er fand hier einen Nachen. Er ruderte sich der Watte zu, um den Deich hin, der ihm jetzt die Watte versteckte. Er kam an die Watte, die Flamme war verschwunden. Aber ein Hund schwamm bellend ihm entgegen, und kehrte dann wieder um. Er folgte ihm, und er fand auf der seichtesten Watte eine Wiege mit einem schlafenden Kinde.

Braune rief; alles war stumm, wie die Mitternacht ringsum. Er hörte nichts, als den Wellenschlag, der sich auf der Watte brach.

Er nahm das Kind mit der Wiege in den Nachen, der Pudel sprang hinterher. Er ruderte mit seiner Beute ans Ufer. Er trug die leichte Korbwiege mit dem Kinde den Deich hinauf, und brachte Kind und Hund glücklich zu Hause.

Er besah bey Lichte seine Beute näher. Es war ein Knabe, etwa ein Jahr alt. Um seinen Arm war eine Kette, doch wohl von Gold, geschlungen, an der Kette hing ein Portrait von einer jungen Frau. Das war alle Nachweisung, die er fand.

»Meine Familie wächst ohne Mühe,« sagte er lächelnd, doch den Knaben küssend. »Aber warum,« fuhr er ernst und tief bewegt fort — »warum sollt ich nicht denken, daß ich hierher geführt wurde, eines Menschen Leben zu retten?«

Er legte seine Hand auf das schlagende Herz

des Kindes, und ein Strom von reiner Liebe floß aus dem Herzen in seines.

Er lockte den Pudel an sich, und sagte ihm fütternd: »ich will nicht einmahl dich verstoßen, treues Thier, so arm ich bin!«

Er stellte die Wiege an sein Bett, und zum ersten Mahle stieg er hier ruhig und zufrieden in sein Bett.

Am andern Morgen fand er die Augen seines Pflegesohns offen, und den Pudel mit ihm spielen. Das Kind lächelte, und streckte ihm die Hände zu. Der Pudel sprang fröhlich und schmeichelnd an ihm auf. »Meine Armuth will ich mit Euch theilen!« rief er dem Kinde wieder zu, lächelnd. Er rief seine alte Magd, die er hierher mitgebracht hatte. »Sieh,« sagte er — »was mir der Himmel die Nacht beschert hat.«

Marie erstaunte, ließ sich erzählen, liebkoste dem Kinde mit Thränen in den Augen, und rechnete, wie viel das Kind kosten würde, und schimpfte auf den Himmel, der ihren braven Herrn in diesen hülflosen Zustand verstoßen hatte, und ihm noch obenein diese Bürde auf die belasteten Schultern legte.

»Er muß wissen, wie viel ich tragen kann.«

»Ey was! Sie tragen immer mehr als Sie sollten.«

»Soll ich das Kind verstoßen?«

»Das sollen Sie nicht: aber der Himmel hätte es müssen in eines Reichen Hände fallen lassen.«

»In weiche Hände hat der Himmel das Kind fallen lassen, in deine; an ein weiches Mutterherz, an deins!«

»Und in Ihre Hände, mein guter Herr!« sagte Marie, und nahm das Kind an ihr Mutterherz, und noch waren nicht drey Tage vergangen, da hätte sie das Kind um keinen Preis weggegeben, und den Pudel eben so wenig, der das Kind lieb hat, wie ein Mensch! setzte sie hinzu.

Das Dorf, das nicht begreifen konnte, woher das Kind auf einmahl in des Pfarres Haus gekommen war, machte aus der Geschichte, was der blinde Haß allemahl thut. »Das Kind ist dem unbarmherzigen Vater, der Mutter und Kind verlassen hat, von der Mutter in sein Haus gesetzt.« Es half ihm nicht, daß der Nachtwächter die Flamme auf den Watten so gut gesehen, wie der Pfarrer. Es half nicht, daß Braune es in die Hamburger Zeitung einrücken ließ, und die Ältern des Kindes aufforderte, ihm Nachricht zu geben. Man hatte die Mutter des Kindes mit dem Kinde am Abend gesehen. Die Verläumdung vergiftete die Begebenheit noch mehr. Man sprach in der ganzen Gegend von dem jungen Pfarrer mit Abscheu.

Braune ahnte nicht einmahl, in welchem

Ruhe er stand. Er machte ruhig seinen Plan für sein Leben.

Er hatte nicht einen Gönner in der Welt. Er sah also recht wohl, daß er verdammt war, bis an seinen Tod hier zu leben, und er begriff recht wohl, daß er von seinen Pfarreinkünften keine Familie, kaum sich, seinen Pflegesohn und seine alte Marie erhalten konnte. Er hatte keine andere Wahl als sein ödes Leben, oder eine Heirath mit Geld: die furchtbarste Aussicht, die er denken konnte.

Ach, mit welchen schönen Bildern, mit welchen entzückenden Empfindungen war er hierher gereist! Die Liebe sollte sein Haus zu einem Feenpallaste machen! mit dem ersten Eintritte in sein Häus schlug sein Herz in der reinsten Freude. »An dem Fenster soll der Sitz meiner jungen Frau seyn, an diesem mein Sitz.« Er sah schon im Geiste seine spielenden Kinder, eins auf seinen Knien, und an der Mutter Busen das jüngste. Und jetzt? o jetzt? —

»Ih,« rief er lachend — »ist denn das verdammte Geld die Luft, die wir athmen? Ist denn nicht mein Haus gegen Diogenes Haus ein wahrer Pallast? Habe ich nicht sechszig Morgen Land als Eigenthum, da nach Schmidts ein Mann nur vier Morgen von dem Himmel zum Unterhalt fordern kann? Bin ich nicht tausendmahl reicher als ein Fakir, oder ein Bettelmönch? Lebe ich nicht wohllüstiger als Agesilaos, der größte König

von Sparta? Oder als der vornehmste Bramin in Indien? Und wenn das Spaß ist, den ich treibe, um zu lachen: ist es denn nicht auch Ernst? O guter Gott! Habe ich denn nicht den Frühling, nicht die untergehende Sonne alle Tage vor meinem Fenster, und die schönere Sonne der Hoffnung in meiner Seele? Steht nicht die Unendlichkeit über das rauschende Meer hin vor meinen Augen, und über mir die unendliche Unendlichkeit des Himmels und in meiner erhabenen Seele die Ewigkeit der Geister? O wie reich bin ich! Gib mir, gütiger Himmel, ein Weib, das mich liebt! Sie schlage ihren Arm um meinen Hals, sie drücke den lächelnden Rosenmund auf meinen, und steigt dann ein anderer Seufzer aus meiner Brust, als der des Entzückens: o so« — Er schwieg und seufzte mit schwerem Herzen; denn er dachte an das Mädchen, das er seit einigen Wochen in seinem Herzen trug.

Er ging auf dem Deiche von Holm weiter an einem schönen Morgen, im Rechnen über seine kleine Einnahme. Aber er vergaß fortzurechnen; denn da flogen auf dem unermeßlichen Meere die weißen Segel durch die grünen Gewinde der Inseln. — Dort leuchtete auf dem Vorgebirge die weiße Vestung, und der Kanonendonner von den Wällen, und die Antwort der landenden Schiffe durch das einfache Rauschen des Meeres, und durch das Frühgeläut der Dörfer, tönte feyerlich. Schwäne schifften durch die Luft und die klappernden Störche.

Wie hätte er rechnen können! Da sah er vor sich ein Dorf; es lag in einem grünen Kranze von hohen Weiden zum Schutz gegen die Stürme des Meeres, und da er noch einige Schritte gegangen, stand er vor einem alten Manne, der im Schlafrock daher kam. Es war eine ehrwürdige Gestalt, die ihn mit dem freundlichsten Gesichte grüßte. — »Wenn ich nicht irre, sind Sie der junge Pfarrer von Holm? Ich bin hier in Hemmerborg Pfarrer.«

Er reichte ihm die Hand, und kehrte um, mit ihm in das Dorf gehend, als hätte er ihn feyerlich eingeladen. »Meine Frau wird sich freuen,« sagte er, auf sein Haus zeigend, und sie traten ein. —

Zwey Kinder, die Enkel des Pfarrers, spielten im Zimmer. Seine Frau nähete. — Ein Tisch lag voll Bücher, und es war für Braune eine Freude, da er einen Blick auf die Bücher geworfen, einen schönen Homer aufgeschlagen zu sehen. »Sehen Sie, sagte der Alte freundlich — »die sind mir von allen meinen Freunden aus der Jugend geblieben.«

»Es sind auch meine Freunde,« sagte Braune. Dem Alten glänzte das Auge.

Es war in dem Zimmer eine schöne, vertrauliche Häuslichkeit verbreitet, von dem Alten mit dem schneeweißen Haar an bis auf die beyden Enkel mit den muthigen, frohen Gesichtern herab. —

An einer Wand hingen die Familienporträts, die ihm der Alte sogleich nannte, und darunter ein Familienstück von ihren Bekannten, in Schattenrissen in Lebensgröße. »Sie müssen auch mit in den Kreis!« rief der Pfarrer. »Ein Freund meines Freundes« (auf seinen Homer zeigend) »darf da nicht fehlen. Sie bleiben Mittag bey uns!«

Die Frau lud ihn mit einem freundlichen Gesicht.

Braune fand sich wie zu Hause, obgleich sowohl der Alte als seine Frau etwas Eigenthümliches hatten. Der Alte blickte mit Falkenaugen seinen Gast von Zeit zu Zeit an, redete mit einem wohltönenden, feyerlichen Basse, stand aufrecht und kräftig da, und dennoch trotz dieser Majestät des Hausvaters, versteckten sich die Kinder unter seinem Schlafrocke, haschten sich um ihn her, als wäre er nicht da.

Die Mutter schien das Ideal der stillen, weiblichen Güte und Aufmerksamkeit auf ihren Mann, den sie Vater nannte. Was sie sagte, war gut gesagt. Braune fühlte, er war hier in einer sehr gebildeten Familie, die aber ohne alle Ansprüche war.

Der Alte fragte nach seinem Verhältnisse mit seiner Gemeinde, und zwar mit einer vertraulichen Freymüthigkeit, als wäre der junge Mann sein Sohn.

Die Pastorinn sagte mit einer theilnehmenden Stimme etwas zu seinem Troste.

»Ey was, Mutter,« rief der Alte streng — »so etwas thut weh! Er soll sichs nicht aus dem Sinne schlagen, wie du meinst. Aber fortschreiten soll er wie ein Mann, gerade aus, nicht rechts oder links abbeugend, oder heuchelnd und schmeichelnd; damit er ihre Achtung nicht verliere, wenn er ihre Liebe auch gewinnt; denn unser Amt ruht auf Achtung.«

»Und auf Liebe, Vater!«

»Und die Begebenheit mit dem Kinde?« fuhr der Alte eifrig fort — »freylich, hätten Sie darauf dringen können, die Gemeinde sollte das Kind ernähren.« —

»Der Haß wäre dann noch vergrößert, Vater!« —

»Recht! Sie nahmen es also als Ihr Kind auf? »Hier aber hielt der Alte das runde, blaue Falkenauge durchdringend fest auf dem jungen Prediger. Der antwortete: »als mein Kind habe ich es aufgenommen. Gott sey mein Zeuge, und Sie, daß ich Vaterstelle an dem Kinde vertreten will, so viel ich kann.«

Der Alte reichte ihm die Hand mit einem versichernden Blicke: »ich weiß, was der dumme Haß aus einer Begebenheit machen kann. Jetzt aber bin ich überzeugt, und Sie sollen da unter die Schattenrisse mit hinein. Meine Frau hat Sie

in Schutz genommen und Eberhardine: das hat mich gefreut; denn die Weiber sind nicht so, und Zuhetzer waren genug.«

Braune faßte eine große Meinung aus diesem Zuge von dem Geiste und der Güte der Frau und Eberhardinens, die er nicht kannte.

Nun aber brachte der Pastor das Gespräch auf die Alten, die er noch immer studirte, und es kam dem jungen Kollegen fast so vor, als ob der Alte ihn ein wenig examiniren wollte. Braune erstaunte vor den Kenntnissen des alten Mannes, der aber von Viertelstunde zu Viertelstunde immer freundlicher wurde, bis er zuletzt aufsprang, seinen jungen Kollegen an die Brust drückte, und mit der ernsten Majestät, die nicht Rührung schien, aber war, sagte: »ich danke Gott für den seltenen Spaziergang, den ich heute machte. Seyn Sie mir ewig willkommen als ein Sohn meines Hauses! Eberhardine!« rief er, denn das Mädchen trat eben ins Zimmer. — »Du sollst mir den Herrn abschatten, und zwar heute, und neben meinem Sohne soll seine Stelle seyn.«

Eberhardine nickte dem Alten ja zu, und verbeugte sich gegen den Jungen.

O welch eine frische jugendliche Gestalt! Welche Rosen der Gesundheit auf diesem schönen Gesichte! Welch ein Auge, das mit allen seinen Flammen sich auf den jungen Herrn heftete, den sie in das Familiengemählde bringen sollte, in das nur

edle, geprüfte Menschen hineinkamen. Und diese lebenvolle Nymphengestalt kam aus der Küche, mit aufgestreiften Aermeln, mit aufgeschürztem Rocke, den Tisch zu decken. Vollkommen in der Kleidung einer jungen Hausfrau ging sie vor seinen Augen umher, die sie verfolgten, und er dachte sie sich in seinen Zimmern. Das Gemählde, das er von seinem häuslichen Leben von der Phantasie hatte mahlen lassen, wurde lebendig. Die Liebe mahlte es mit ihrem flammendsten Pfeile. Die beyden Kinder hörten auf zu spielen, und hingen an Dinens Schürze. Sie ließen sie nicht eher, obwohl die Mutter befahl; Dine mußte sie erst, eins nach dem andern, auf ihren Schooß nehmen. Sie that's; o mit welcher Anmuth! Sie herzte sie; o mit welcher jungfräulicher Verschämtheit. An Allem, an dem Umfassen, an den Blicken, an dem Kuße hätte jeder die Jungfrau erkannt.

Das Essen kam. Braune saß zwischen den Alten, Dine zwischen beyden Kindern ihm gegenüber.

Das schöne Familiengemählde in seinem Kopfe sank in sein verlangendes Herz, und die Gestalt der jungen, lieblichen Hausfrau grub sich mit Feuerzügen in seine Seele.

Sie mußte dem Alten Bericht abstatten von der Arbeit des Tages, von der ganzen Haushaltung, von den Kranken im Dorfe, und sie that es so, daß Braune sah, sie war die Seele, wel-

che das Haus regierte; und mitten in der Erzählung unterbrach sie der Alte mit den Worten zu dem jungen Mann: »es ist meine Schwestertochter; aber oft weiß ich nicht, ob ich sie nicht lieber habe, als meine eigenen Kinder.«

Nach Tisch machte das Zutrauen der Alten eine Scene von eigner Art. Die Kinder waren über die Seite gebracht, die beyden Alten setzten sich nieder zum Mittagsschlummer. Braune saß gegen dem Mädchen über, beyde stumm, nur daß von Zeit zu Zeit Dine eine Fliege von ihres Oheims Gesicht jagte.

Sie fühlte wohl, daß sie unter den betrachtenden Blicken des jungen Predigers saß, obgleich sie tief auf ihre Arbeit nieder sah. Es schien ihm, als schmiegte sie sich in sich selbst hinein; als wollte sie alle die Reitze ihrer Jugend mit der züchtigsten Stellung verhüllen, oder mit dem jungfräulichen Erröthen: und eben dieser Augenblick voll himmlischer Unschuld warf die Flamme der Liebe in sein offnes Herz.

Er sah ja an dem langsamen Wallen der Brust, an der verstohlnen Oeffnung der Rosenknospe ihres Mundes, daß sie seufzte. Ihr Nähzeug versteckte den weißen, runden Arm, und die kleine Hand, wenn er dahin sah; die Spitze ihres Schuhes verschwand, senkte sich sein Auge.

Ja, sie mußte doch aus Höflichkeit von Zeit zu Zeit ihr schönes, sittsames Auge gegen ihn auf-

schlagen, und verschämt ihn anlächeln; und sah er sie lächelnd wieder an, so schlug sie das Auge nieder. Wohin er den Blick schlug, da verschwand jede Falte, die den Körper bezeichnete. Er sah nur das Gewand, nur ein Gewand. Und diese stumme Unterredung, wo nur der innere Gedanke mit dem Gedanken redete, nur das Herz mit dem Herzen, dauerte eine halbe Stunde; und eben, da der Vater das Auge aufschlug, befahl er, Eberhardine sollte Braunens Schattenriß sogleich aufnehmen. Sie hatte noch nicht einmahl ihre Brust mit einem Seufzer erleichtert.

»Geh in die blaue Stube; da ist's finster.«

Dine wollte die Kinder mitnehmen. »Nein, die Kinder nicht, daß Du die Sache ordentlich machst.«

Sie nahm Bleystift, Papier und ein Licht, beugte sich, und Braune folgte. Sie befestigte langsam das Papier an die Wand, um nachzudenken, wie sie es anstellen müßte. Sie schob den Stuhl zurecht, und bath ihn ein wenig ängstlich, sich zu setzen.

Er setzte sich; ihre Aengstlichkeit steckte ihn an. Sie mußte durchaus mit ihrer Hand seinem Haupte die gehörige Richtung geben, damit sein Profil herauskam. Darüber aber war ihre fertige Hand so unsicher geworden, daß sie eine Minute verziehen mußte, in der sie auf sein Profil sah. Mit einem Seufzer fing sie an zu zeichnen, die edle

Stirn, die erhabene Beugung unter der Stirn, dann die gebogene, stolze Nase, den schönen feinen Mund, das ruhige Kinn; aber sie zeichnete das edle Profil viel richtiger in ihr klopfendes Herz, als auf das Papier.

Sie sah die Zeichnung an, und sah gen Himmel; denn sie mußte noch einmahl zeichnen. — Dem war nicht anders. War ihre zitternde Hand Schuld, oder ein Seufzer, den er aus den Lippen hervorstieß?

Sie hohlte ein Glas, um den Kopf fest daran zu lehnen. Es ist nicht leicht mit fester Hand zu zeichnen, sagte sie, sich entschuldigend.

Er setzte sich. Sie nahm allen ihren Muth zusammen, und die Zeichnung war sehr schön.

Nun wollte er sehen, wie schwer es war. Sie mußte sich setzen. Er zeichnete ihr feines, schönes Profil. Die Liebe, sagt man, schuf diese Kunst. Hier schuf die Kunst die Liebe. Sie gingen beyde mit ihrem Bilde eines in des Andern Herz nicht schwarz, sondern mit den Flammenfarben der Liebe gezeichnet.

D i n e schlug es heute ab, das Bild in's Kleine zu bringen. Der junge Prediger ging; ihr Kopf war mit ihm verschwunden, so sehr sie darnach suchte. Sie verschwieg es.

Der Alte begleitete ihn, und alle zehn Schritte bath er ihn, ja recht fleißig zu kommen, so lange er noch in der Gegend wäre.

»In der Gegend? ich fürchte, ich werde hier immer bleiben.«

»Das verhüthe Gott!« sagte der Alte feyerlich. »Ich kenne Ihre Pfarre. Sie allein werden Noth haben, sich durchzubringen. Viel weniger eine Familie. Sie müßten denn eine reiche Heirath thun, was ich nicht wünschte; ein Geistlicher soll nicht einmahl habsüchtig scheinen. Denn er soll ein Vorbild seyn in allem Edeln.«

»Ich habe wenig Bedürfnisse.

»Wie ein Mann soll!« hier aber redete der Alte so kräftig über das Glück des Lebens, über die ganz andern Bedürfnisse des Weibes, daß Braune die Ueberzeugung erhielt, er könnte als ein Ehrenmann Eberhardinen seine Hand nicht biethen; denn Eberhardine war arm wie er selbst, und des Alten Familie so groß, daß sie auch von dem auf keine Unterstützung rechnen konnte.

O armer Mensch! du konntest bisher über deine Armuth spotten, weil sie nur ein geitziger Vormund war, der deine Wünsche beschränkte; jetzt aber tritt sie dir entgegen wie ein verderbendes Gespenst, wie das Entsetzen selbst, das die jungen Blüthen der Hoffnung, die eben aus dem warmen Herzen im Frühling der Liebe hervorgetrieben waren, bis auf die Wurzeln zerstörte. Es hilft dir nicht, daß du dein Auge auf den Reichthum richtest in den fetten Gefilden am Meere. Er gehört Fremden. — Es hilft dir nicht, daß du es, noch einmahl hof-

fend, in die Unendlichkeit über dir, in den Himmel hebst. Ach es hülft dir nicht, daß du den Gesang hörst, den eine sanfte Stimme in der Ferne sang:

Die milde Hoffnung bringt die Freude
In das erstarrte Herz zurück!

Es gibt keine prophetische Stimme für dich. Er geht dahin ohne Hoffnung.

Auf der Schwelle seines Hauses saß auf Mariens Schooße das Kind, das er gerettet hatte. Er betrachtete den Knaben mit finstern Blicken, obgleich er ihm unschuldig lächelnd seine Blumen entgegen hielt. Sogar Marien, die treue Wärterinn seiner Kindheit, deren Hand ihn getragen, und das Auge seiner Mutter zugedrückt hatte, sah er seufzend an. Denn war der Knabe nicht bey ihm, hatte er statt der Alten eine rüstige Magd, so — »O verhüthe es Gott!« rief er in schneller bereuender Eile, und wendete sein Auge in die Unendlichkeit. Er hob das Kind an seine Brust, und sagte — »guten Abend, meine gute, liebe Marie.»

In diesen Augenblicken, wo das Herz alle Hoffnungen des Lebens hingegeben hat, regt sich in dem Herzen ein wilder, zerstörender Geist, der den Menschen an den tiefen Abgrund der Zerstörung reißt, oder das Herz wird zu sehr erweicht in Wehmuth.

»Ach, die Arbeit wird dir hier zu sauer, gute

Marie!« sagte er mit weicher Stimme. »Warum bin ich so arm, daß ich nicht einmahl dein Alter schonen kann?« Er reichte dem Kinde die Blumen, die es im Spiel auf den Boden warf, geduldig wieder zu, und sagte: »ist es nicht genug, o Himmel, wenn ich zwey Menschen beglücke? das sey denn mein Loos!«

Spielend im weichen Kummer nahm er die Schere, und schnitt Eberhardinens schönes Profil aus, und betrachtete den Schatten, den er an die Wand fallen ließ. »Und mehr ist mir ja nicht beschieden als ihr Schatten! Mehr fodre ich nicht.«

Er wollte am andern morgen, denn wilde Träume hatten seine Phantasie erregt, tausenderley auf einmahl. Er wollte seinen Hirtenstab, der hier nichts war, als ein Bettelstab, wieder niederlegen und als Hofmeister nach Liefland gehen. Er redete ja geläufig französisch, und spielte das Klavier. Der Plan machte ihn reich; aber er nahm ihm Eberhardinen. Und so war es ihm ja gleich, wo er unglücklich war. Aber wohin seine Phantasie ihm den Weg öffnete zum Glück, da trat ihm Marie und das Kind entgegen, was sein war. Die Tugend hielt ihn in dem engen Kreise seiner Armuth fest gefangen. Er mußte seine Hoffnungen hingeben. Dann wollte er Eberhardinen nicht wieder sehen. Aber da in der Hoffnungslosigkeit der Mensch alles übrige Kleine, was er besitzt, zerstört, um gar nichts zu haben: so

war er auf einmahl fest entschlossen, und sein Fuß drückte sich bey dem Entschlusse fester auf den Boden, seine Hand ballte sich — Eberhardinen desto mehr zu lieben, und in der hoffnungslosen Liebe unterzugehen.

»Ich will sie sehen, ich will sie unendlich lieben und schweigen.»

Es war nicht der Vorsatz einer schwachen Seele, die schon vorher weiß, daß der Zufall den Vorsatz brechen, und den gebrochenen Vorsatz beschönigen wird. Es war schon in der Jugend sein Spiel gewesen, fest zu wollen. Als Jüngling hatte er nie auf einem wilden Pferde gesessen, dem er nicht die Sporen gab, und den Zügel zugleich anhielt. Er hatte seinen Trieben gebothen, wie ein König. Darum war er ohne Liebe, aber mit der heißesten Sehnsucht nach Liebe, durch seine Jugend bis ins Amt gegangen. Sein Herz war heiß, aber sein Wille stark.

Eberhardine war ein blühender Götterhain, den kein Fuß eines irdischen Menschen je betreten, durch den nur die fleißige Biene arbeitend zieht, und der himmlische Gesang der liebenden Nachtigall. Sie hatte bey ihrem Oheim von Jugend auf gelebt, und das Familiengemählde von Schattenrissen an der Wand war der Stammbaum, nach dem sie den Adel der Menschen, die sie kannte, beurtheilte. Jeder Mensch, der den Alten besuchte — und der Alte verstand sich auf die Physiog-

nomie — kam in das Familiengemählde, wenn der Alte den Ausspruch gethan hatte: »er ist ein edler Mensch! «Und der Alte that nicht leicht diesen Ausspruch.

»Der muß hinein, Vater!« sagte oft die Mutter, wenn ein Besuch gegangen war, und Eberhardine war der Mutter Meinung.

Der Alte lächelte und schüttelte den Kopf, und er kam nicht hinein. Es waren nur etwa fünf Männer, die auf dem Bilde standen. Zwey alte, und drey junge Männer, die alle verheirathet waren; Eberhardine war fest überzeugt, eben aus diesen Fünfen, daß ihr Oheim sich darauf verstand, den Werth der Männer zu schätzen. Aber nie hatte er beym ersten Besuch darauf gedrungen, daß Eberhardine, die das Amt des Zeichnens hatte, den Gast abschatten sollte, als bey Braune.

Balke, so hieß der Prediger, trieb die Physiognomie noch aus seinen Jugendjahren her, wo sie Mode war. Das Gemählde der edlen Schattenrisse im Zimmer war das Ueberbleibsel davon. Daß Braune so schnell in den edlen Stammbaum des Hauses kam, hatte seine Gründe. Der Alte ging kurz nach Braunens Ankunft durch Holm. Es läutete zur Wochenpredigt. Er stellte sich an die offne Kirchthüre, und hörte von dem jungen Manne eine vortreffliche Rede, voll einfacher, herzlicher Weisheis. Er sah ihn indeß nicht genau.

Da er ihn aber sah, erstaunte er vor dem edlen Gesichte des Mannes. Alle die bösen Gerüchte von Braune, die auch sein Haus erreicht hatten, verschwanden vor diesem schönen Gesicht, vor dieser großen männlichen Gestalt. Er befahl Dinen, den Gast abzuschatten.

Ehe Dine den stifts- und stammbaumsfähigen Mann gesehen hatte, berichtete ihr schon die Mutter in die Küche, wo sie war, daß der junge Braune abgeschattet würde, und sie setzte hinzu: Dinchen, wenn der Vater bey einem Gesicht Recht gehabt, so ist es bey diesem. Da ists gerade, wie der Vater sagt: die Tugend und Weisheit thronen auf der edlen Stirn. Offenheit und Muth blitzen aus seinen klaren Augen. Mich soll doch wundern, was Du sagen wirst, wenn Du ihn siehst: der Mund voll Anmuth, und die reine Stimme, worauf der Vater so viel hält.

Dine lächelte, und flog auf einen Augenblick auf ihr Zimmer, vor den Spiegel, die Locken ein wenig zu ordnen, ein Paar Nadeln anders zu stecken, und dabey lächelnd zu denken, wie der Stiftsherr wohl aussehen möchte.

Sie sah es denn auch, da sie eintrat; aber sie sah mehr als Vater und Mutter gesehen hatten. Sie sah, daß der schöne Mann mit dem Apollokopf, von dem der Alte eine Zeichnung hatte, das Auge verstohlen auf sie richtete, bey allem, was sie that: da sie die Kinder herzte, da sie am

Tische ihm gegenüber saß, da sie Bericht abstattete, vorlegte, als wollte er ihre Handgriffe ablernen; da sie trank, und auch, wenn sie gar nichts von allem diesen that. Und diese Blicke, die er auf sie richtete, — sie hätte viel darum gegeben, daß auch der Vater sie gesehen hätte — waren gar nicht die freyen, messenden, triumphirenden Blicke, die der Herr Deichgraf Müller oder der Siehlmeister Hinke auf sie warfen, wenn sie die Kinder herzte, oder gegen ihnen über saß, und die eben dieser Blicke wegen der Vater gar nicht abschatten lassen wollte, obgleich der Deichgraf, ein wohlhabender Mann, oft sagte: ich möchte wohl auf dem Gemählde mit stehen! »Nein, die Blicke des Stiftsherrn waren so bescheiden, so blöde, so verhüllt, daß sie eben darum der Vater gewiß nicht gesehen hat,« setzte sie hinzu.

Wenn der Vater sein Mittagsschläfchen machte, so hatte Dine ihre Noth mit dem Deichgrafen und seinen Blicken, ob er gleich jung und hübsch war. Mit dem Nachbar aus Holm hatte sie während des Schlafs ihre Noth auch gehabt, und wohl noch größere; aber diese Noth war doch ganz anders. Die Unruhe in ihrer Brust war süß, und wurde süßer, und die Beklemmung ihres Herzens war nicht unangenehm, ob sie gleich wohl fühlte und es auch sagte: daß überall das Anschauen eines armen Mädchens, das nicht aufstehen, nicht reden,

nicht weggehen darf, mit dem Stammbaume nichts zu thun habe.

Ihr kam das Zeichnen nach dieser Scene zum ersten Mahl ein wenig bedenklich vor. Sie ging seufzend an die Arbeit, und sie hatte Recht; denn nach dem Zeichnen fand sich eine kleine Unruhe in der klopfenden Brust, als sollte sie ihn erst noch abschatten, und diese kleine Unruhe nahm noch zu, da der Vater von Braunens Begleitung zurückkam, und mit erhöhter Feyerlichkeit, die eine Hand auf die Hüfte stemmend, mit der andern den Stock auf den Boden stoßend, sagte: »und ständen da auf dem Bilde nur die wahren Fürsten des Menschengeschlechts: er müßte mit hinein! Wie ein wahrer Mann, Mutter, trägt er seine schwere Lage! Wahrhaftig, Dinchen, wie eine Braut ihre Krone zum Schmuck!«

»Seine schwere Lage, Vater, sagst du?«

Die Frage gibt ihr ein Engel ein, dachte Dine. Sie hätte sie nicht thun können.

»Die schwerste im Leben, Mutter! denn, bedenke doch nur, er hat ein warmes Herz, gewiß voll Leidenschaften, wie alle edle Männer, ein Herz voll Liebe, möchte ich sagen, und seine Lage verbiethet ihm das Heirathen, seine Armuth.«

Dine dachte Wunder welch ein Riese von Unglück hervorspringen würde. Sie mußte ein wenig in sich lächeln, daß es nichts als die Armuth war. Hätte er eine fleißige Frau, dachte sie. —

Aber Dine, es ist nicht gut, alles zu denken; denn von diesem Augenblicke an schrieb sich ein Gemählde in Eberhardinens Seele, auf dem sie des Nachbars in Holm Haushaltung führte. — Das unschuldigste, tugendhafteste Gemählde von der Welt, an dessen Rande aber noch allerley kleine Gemählde entstanden, die, o erschrick nicht, unschuldige Seele, eben so unschuldig sind, als das erste, nur schöner!

Balke besuchte den Nachbar ein paar Tage darauf. Und bey seiner Zurückkunft sagte der ehrwürdige Mann voll Eifers: »ich wollte, ich wäre nur eine Stunde lang der König, des armen Nachbars willen! Aber ihm ist nicht zu helfen: arm, zu stolz zum Betteln, zu gelehrt für die Herren Räthe; nicht prunkend damit, aber darauf bestehend, wie ein Mann muß; zu fromm für den Teufel, sitzt er da im Hungerlande und wird ewig da sitzen.«

»Ist Gottes Hand verkürzt, Vater?«

»Verkürzt nicht, Frau! denn sie reicht in die Ewigkeit hinüber; aber eben das scheint oft dem leidenden Hiob zu lange, und darum Gottes Hand zu kurz.«

»Darf er den Herren Räthen seine Noth nicht klagen?«

»Ich glaube, er klagts nicht einmahl dem Himmel. Er trägts.«

Dine schüttelte zu der Versammlung den Kopf. Nachdem sie in des Vaters Anschlagsliste

der Pfarreinkünfte des Landes ganz heimlich die Einkünfte von Holm studirt hatte, als sollte sie selbst dort Pfarrer werden, berechnete sie auch die Ausgabe für eine Familie, und fand, daß ihr Oheim und der Stiftsherr sich irrten, oder nicht wissen müßten, wie wohlfeil ein Gericht in Liebe, und wie reich eine Frau mit einem Herzen voll Liebe sey. Und obgleich sie sich selbst ganz mit aus der Rechnung ließ, so schlug doch ihr Herz sehr, da der Tag kam, an dem der Nachbar versprochen hatte, sie zu besuchen. Sie konnte das schöne Auge nicht frey gegen ihn erheben, und noch weniger, da sie auf seinem Gesichte den rührenden Zug eines geheimen Kummers bemerkte, der Thränen in ihre Augen, und aus ihrer Brust schwere, mitleidige Seufzer trieb. Aber es wurde ihr wohl dabey; denn sie konnte ja nun das Pochen ihres Herzens Mitleiden mit dem Kummer des edlen Mannes nennen. In der heiligen Zeit der Jugend und der reinen Unschuld verbirgt das Herz die Liebe nicht nur Andern, sondern sich selbst am ersten. Aber die Opfer des Mitleidens wurden desto schöner. Sie versagte sich die unschuldigsten Freuden sogar, den lauten, frohen Gesang im Garten, die heitern Spiele und das Lachen mit den Kindern.

Aber diese zarten Fäden der geheimen Empfindungen werden zu unzerreißlichen Ketten der Liebe.

Braunt hielt Wort: er verbarg ihr seine Liebe, und liebte sie desto mehr. Sie hatte ihm

nichts zu verbergen als ihr Mitleiden; aber das schöne weibliche Herz verbirgt mehr, als die Liebe allein dem Geliebten. Es verhüllt alle Empfindungen; denn alle Empfindungen sind Liebe.

Eberhardine verhüllte ihre Liebe wie ein unschuldiges Mädchen unter einer weichen Wehmuth; der Nachbar wie ein Mann, in einem halben Zorn, in Bitterkeit, in Satyre, und das unschuldige Mädchen, das schon gehöfft hatte, sein Herz würde ihr Mitleiden sehen, würde an ihm irre, da er kälter war, als sie es verdiente. Sie zog sich zurück, und er — freute sich, daß sie kälter wurde. Er hatte ihr Herz gesehen.

In dieser Zeit des kalten Zurückfahrens ihrer Herzen fing der Deichgraf Müller an, den Pastor Balke häufiger zu besuchen.

Die Mutter hielt ihm kleine Lobreden, daß man der Jugend Fehler nicht so hoch anrechnen müsse.

»Vergeben, Mutter!«

»Nun ja, vergeben, das wollt ich sagen!«

Auch der Deichgraf war weniger wild, redete nicht mehr vom Spiel und Trunk, so daß es zuletzt die Mutter zu sagen wagte: »er kann sich doch wohl zuletzt einen Platz in dem Bilde erringen, Vater?»

»Ho! willst du dahin! Wenn du ihn dahin bringst, so nimm du mein Bild und des Holmers, und deines Sohns weg.»

Die Mutter erröthete. Sie nahm den Vater allein. Vom Bilde war nicht die Rede wieder; aber der Alte schwieg doch. Es war auf Eberhardinen abgesehen. Die Mutter erwog des Mädchens Schicksal, und ein paar bedenkliche Zufälle ihres Mannes, Anfälle vom Schlagfluß. Was sollte aus dem lieben Mädchen werden, wenn ihr Mann das Leben verließe? Der wohlhabende Deichgraf warb sichtlich um Dinens Hand.

Das hatte sie ihrem Manne gesagt: »wenn nun Gott dem wilden Manne, denn ein Bösewicht ist er nicht — eine tugendhafte Frau bestimmt hat? Lieber Vater, zur Besserung des Mannes? Welch eine wilde Hummel war ich, da du um mich warbst? Was bin ich durch dich geworden, Vater? O das verdanke ich dir erst im Grabe! Ist es nicht besser, sie wird Frau und Mutter, als in einem unbarmherzigen Hause Dienstbothe?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich will Gott und dem Herzen des Mädchens nicht vorgreifen. Sprich mit ihr; aber, ich bitte dich, treibe nicht, wie ihr Weiber treibt, wenn ihr einen Brautkranz zu flechten habt. Ach, die ächte Perle neben dem Gallapfel!«

Die Mutter redete mit Dinen, und Dine erblaßte, nicht weil sie an den Deichgrafen dachte, sondern an den Holmer.

Die Mutter wiederhohlte; aber da setzte sich alles in Dinens Seele: die Liebe, die Unschuld,

die Frömmigkeit, die weibliche Sittsamkeit zur Wehre. »Nein!« rief sie — »wenn Sie mich ein wenig lieben, Mutter, so reden Sie nie mehr ein Wort davon!«

Die Mutter wiederhohlte ihre Gründe noch einmahl ruhig; aber ausführlicher mit der angehängten Frage: »was soll aus dir werden? Wohin willst du? Wohin kannst du?«

»Zu Gott kann ich, darf ich!« rief Dine, und hob gefaltet die Hände zum Himmel.

»Gut!« sagte die Mutter, gar nicht dringend: — »Gut, Kind! Du hast zu entscheiden; nicht wir! Aber überlegen sollst du ruhig für dich. Das darf der Mann von dem Mädchen fordern; fordern darf er, Kind, daß er so lange in dem Hause aus und eingehe, damit das Mädchen Zeit habe, ihn zu prüfen, bis du nein oder ja sagst.«

»O von Herzen gern, Mutter!« rief Dine ihre Hände küssend.

Da kam der Deichgraf, da ging er. Dine mußte ihre Mutter auf dem Spaziergange begleiten, und der Deichgraf ging mit ihnen.

Der ehrwürdige Vater sah ihnen mit gefurchter Stirne nach, schüttelte den Kopf, und sagte für sich: „haud placet.“ Dann hob er laut und feyerlich an, die Hand hinter seine Frau herstreckend: — »Was wären wir doch ohne Gottes Hand, lieber Amtsbruder?« Aber der Amtsbruder hatte

keine Stimme zur Antwort. Er sah ja wohl, was vorging.

Er sah noch mehr. Eberhardine war fest entschlossen, Nein zu sagen, ohne Vorbehalt, ohne Bedingung. Ja, dieser Antrag hatte sie fast mit ihrem eigenen Herzen bekannt gemacht. Sie fing an, mit Aengstlichkeit zu fühlen, wie innig ihr Herz an dem Holmer hing. Aber eben dieses Gefühl machte sie gegen den Deichgrafen unbeschreiblich höflich, zutraulich sogar, um ihrer Tante Forderung zu erfüllen und schon vorher ihr hartes Nein gegen ihn zu versüßen; gegen den Holmer aber wurde sie, kälter nicht als vorher, wohl wärmer, aber fremder. Ach, das arme Mädchen mußte ihm ja ihr Herz verbergen; denn er stand jetzt so kalt gegen ihr über, verlangte nicht ein einziges Mahl mit zu gehen, wenn sie mit der Mutter und dem Deichgrafen gehen mußte. Sie wünschte es ja nur, an ihm einen Schutz zu haben gegen des Deichgrafen Schmeicheleyen.

Beyde Liebhaber hingegen legten Dinens Betragen falsch aus. Der Deichgraf triumphirte über Dinens Höflichkeit. Es schloß auf ihre Liebe; sogar die Mutter schloß ja so. Dine hatte mit ihr abgemacht, sie sollte sie nicht eher fragen, als nach sechs Wochen. Die Zeit der Prüfung hatte die Mutter selbst bestimmt.

Braune schloß aus ihrer fremden Scheu gegen ihn, daß sie den Deichgrafen liebte, und —

er lächelte nur bitter — beschloß seltener zu kommen, und hielt Wort. Dine selbst — ach, sie verbarg in der stillen Brust Schmerz, Liebe und die zerrissene Hoffnung; aber sie zürnte nicht einmahl auf den Holmer, daß er so kalt war. Sie liebte ihn desto treuer fort, und im Uebermaaß der allerhöchsten Empfindung kam sie doch nie auf den Entschluß, kälter gegen ihm zu scheinen, als sie war, oder gar ihm mit einer anscheinenden Vertraulichkeit gegen den Deichgrafen zu vergelten. O du großmüthiges Herz!

Der Deichgraf breitete selbst seine nahe Verlobung mit der schönen Dine aus.

Er ließ Möblen machen. Die Gegend war voll von dem Gerücht. Marie erzählte es ihrem Herrn, und Braun blieb weg von seinem Freunde. Er hatte Dinens Profil. Er ließ noch einmahl den Schatten an die Wand fallen, sah ihn lange an, sagte langsam mit zwey Thränen in den Augen: »Leb' auch du wohl, du letzte Hoffnung!« und dann zerschnitt er die schönen Züge sanft und langsam, und setzte wehmüthig hinzu — »ich habe ja nur der Parze Amt übernommen. Und so bin ich glücklicher als alle; denn die Parze findet nichts mehr zu spinnen an diesem Leben, und nichts zu zerschneiden.«

Er sammelte die Stücken des Profils. »Nein, ich will sie nicht zusammenlegen; denn sie ist eines

Andern Eigenthum.« Er begrub die Papierstücke zu den Briefen seiner verstorbenen Mutter.

Eben nahm er an einem schönen Morgen seinen Hut, um an das Meer zu gehen, um wie Odysseus über das Meer zu schauen, nach der geliebten Heimath, den Rauch aufsteigen zu sehen, von dem Hause, wo Dine lebte. Da sagte Marie gleichgültig: »auch hat die Mamsel aus Hemmerborg den Herrn Deichgrafen ausgeschlagen.«

»Gute Marie, bring mir nicht immer Nachrichten, die nicht wahr sind,« antwortete er bitterlächelnd.

»Ja, es ist wahr; der Herr Deichgraf hat es selbst gesagt und geschworen: er will sich rächen, daß sie ihn so lange hingezogen.«

»Was gehts uns an?» sagte er milder, und ging. — Aber er stand auf dem Wege, wo er sich trennt, unentschlossen. Der Novemberwind brauste kalt ihm entgegen; aber er ging doch zu seinem alten Nachbar.

Der reichte ihm freundlich die Hand über dem Tisch entgegen. »Gottlob, daß sie kommen, lieber Freund! In meinem Hause gibt es noch einen Sturm vor Schlafengehens, ich meine mein Grab! Sie werden es wohl gemerkt haben, daß — Dine hat den Deichgrafen ausgeschlagen. Meine Frau, die aus Liebe zu dem Kinde die Heirath betrieb, ist nun böse, wie eine Frau, der das Liebste mißrathen ist.«

»Ausgeschlagen? Warum?«

»Weil sie kein Herz zu dem Manne hat; weil sie von ihm weiß, daß er nicht reine Sitten hat. Gott! und eine Mutter, eine Frau will das nicht gelten lassen? Gut, daß sie kommen. Meine Frau hat Achtung vor Ihnen. Sie sollen reden wie unser Freund, wie ein Mann, wie ein Geistlicher. Ich bin seit meinem letzten Zufall zu weich geworden. Mein Grab ist nahe. Ich mag nicht im Zorn über die Frau, die ich liebe, hinabsteigen.«

»Ich kann nicht reden.«

»Wie? Sie könnten nicht? Warum nicht? Sie müssen mir Rede stehen wie ein Mann.«

»Das muß ich. Sie müssen schweigen wie ein Mann.«

Er gab ihm die Hand darauf. Braune sagte: »ich liebte Eberhardinen von dem ersten Augenblick an, da ich sie sah, mit einer Innigkeit; aber mit einer so gewaltigen Leidenschaft, daß sie fast meinem Willen zu gewaltig wurde.«

»Wie, Mann? Wie?«

»Ich konnte ihr meine Hand nicht biethen als ein Ehrenmann, das sagten Sie selbst.«

»Das sagte ich, und sage es noch.«

»Ich schwieg; ich ließ die Leidenschaft in meiner Brust reißen; ich schwieg!«

»Ehrenmann! Ehrenmann!« rief der Alte, ihm beyde Hände über den Tisch reichend, mit Blicken voll sanfter Milde in den Falkenaugen. »Nichts

mehr! Ich weiß! Hier in diesem Herzen brannten die Flammen der Leidenschaft auch. Und sie wußten, daß der Deichgraf.« —

»Ich sah's.«

»Sahen Sie, Herr,« fuhr der Alte kräftig gegen Braune auf — »Sahen sie auch, daß sich Dinens Herz Ihnen gewaltig zuneigte?«

»Ich sah's!« sagte Braune mit leiser, bebender Stimme.

»Herr des Himmels!« rief der Alte gewaltig. —»Der du dieses Herz so stark machtest, du hast Lohn für Opfer!«

»Kann ich jetzt reden?« fragte Braune.

«Nein,« sagte der Alte nach langem Zögern. Da erhob sich der Alte aus dem Lehnstuhle, faltete die Hände zusammen, sah seinen jungen Freund starr an, und fragte mit zitternder Stimme — »und hoffen sie jetzt?«

»Nein, Vater! nein!« rief Braune laut, und faltete die Hände über des Alten Hände.

»Jetzt nicht, Braune, da Dine sich erklärt hat? Hoffen sie jetzt nicht, da es Gottes Wille scheint?«

»Nein, ich hoffe nicht!«

Da sagte der Alte mit gebrochener Stimme, Thränen in den blitzende Augen: »Versprich mir, mein Sohn, daß du in meiner Sterbestunde mit mir bethen willst; denn du glaubst wahrhaft an Gott und an die Ewigkeit!«

Sie gaben sich die Hände, und ihre Geister standen vor Gott.

In dem Augenblicke trat die Mutter in das Zimmer, mit verweinten Augen und mit blaßen Wangen.

»Da ist unser Nachbar,« sagte sie — »Vater, ich will mein Mutterherz wohl gegen ihn vertheidigen.«

»Mutter,« sagte ihr Mann weich — »ich habe mit dem Nachbar eben von meiner Sterbestunde geredet. Er soll mit mir bethen, und du sollst mich lieben, bis mir deine Hand das Auge zudrückt. Komm an mein Herz, Mutter, ich habe dich immer treu geliebt.«

»Das hast du, und jetzt willst du noch von mir abfallen?« Er legte ihr die Hand sanft auf die Lippen, und dann den Mund.

Dann trat Dine hinein: ein schönes Rosenroth, das nach und nach zu dunkelm Purpur sich umfärbte, bedeckte Stirn und Wangen, da sie den Nachbar sah; denn er wußte nun ja, daß sie wieder frey war. Aber der Nachbar war so fremd wie vorher, noch fremder. Auch ging er bald. Der Vater begleitete ihn mit allen Zeichen einer warmen, fast mehr als väterlichen Liebe.

Dinens Herz schlug darüber vor Entzücken, obgleich der Nachbar so fremd that, als sähe sie ihn heute zuerst. Aber der Alte hatte das Rosenroth und den Purpur auf Dinens Wange wohl gesehen. Sie kam ihm entgegen, da er zurückkam.

Die Mutter war oben, und packte weinend wieder zusammen, was sie zu Dinens Aussteuer hervorgeholt hatte. Vater und Tochter waren allein.

»Sag mir, mein Töchterchen, ist es dir unmöglich, daß du dem Deichgrafen deine Hand gibst?«

»Es scheint mir so,« sagte sie, die Augen niederschlagend und wieder erröthend.

»Fast kommt mir's vor, Dinchen, als hättest du ein Geheimniß in deinem Herzen, das du vielleicht selbst nicht kennst.«

Die Hand, die der Alte in seiner hielt, fing an zu zittern. »Du liebst einen Mann! Erröthe nur, liebes Dinchen, aber schäme dich der reinsten und schönsten Empfindung des Lebens nicht! Sieh, mein Kind, mir kannst du alles vertrauen; denn ich verspreche dir, ich will dein Geheimniß mit in mein Grab nehmen.«

Da legte Dine ihren Mund nahe an das Ohr ihres Oheims, und sagte kaum hörbar mit zitternder Stimme: »ja, ich liebe, theurer Vater! Hab ich gefehlt, so. —

»Mit nichten, liebes Kind, und fast errathe ich, wen dein unschuldiges Herz liebt, den Mann, der mit in unserm Stammbaume steht, unsern Nachbar aus Holm.« Dinchen drückte die erblaßende kalte Wange an des Oheims warme Wange; aber die Gluth, die nachkam, und die Thränen, die an des Vaters Wange nieder-

rollten, verriethen, ihm, daß er die Wahrheit getroffen hatte.

Obgleich des Vaters Herz voll eines unendlichen Schmerzens stand, so war es dennoch gar sein Wille nicht, das, was er für Recht hielt, in ein empfindsames Possenspiel umzuwandeln. »Daß du den Ehrenmann liebst, Dinchen, ist kein Wunder — wer wollte ihn nicht lieben? Welches Mädchen sollte nicht wünschen, mit ihm das Leben zu theilen? Aber glaube mir, mein gutes Kind, es ist unmöglich, daß dir Braune seine Hand geben kann; und hat dich das bewogen, dem Deichgrafen deine Hand zu versagen: so — stehts noch in deiner Wahl — denn zwingen soll dich Niemand — ob du hoffen kannst, glücklich mit ihm zu werden oder nicht. Dein Geheimniß, du wählst nun, was du willst, nehme ich mit in mein Grab.«

Dine umarmte den Alten. Sie drückte das schuldlose Haupt an seine Brust, und weinte sanft und lange.

»Erhohle dich, mein Kind! ich verlange jetzt keine Antwort.«

»O liebster Vater,« antwortete sie muthig — »ich kann jeden Augenblick antworten. Ich entsage unserm Nachbar! aber dem Deichgrafen kann ich meine Hand nie geben. Es ist unmöglich, ganz unmöglich; auch wenn ich gar keine Neigung zu irgend einem Manne hätte.«

»Verschweig das alles der Mutter und sey

freundlich. Gott wird dein schönes Herz und uns Alle beruhigen.«

Sie wurden beyde ruhiger, nur nicht die Mutter. Sie hatte dem Deichgrafen ihr Wort gegeben, daß Eberhardine sein werden sollte; sie hatte auf des Mädchens Freundlichkeit gegen ihn gerechnet. Ach, es lag noch etwas in ihrem Herzen, was sie nicht sagen mochte! Sie fürchtete, daß ihr Mann, der seine Nichte unbeschreiblich liebte, sie, wenn sie bey seinem Tode noch nicht verheirathet wäre, im Testament zu gut bedenken würde. Sie war Mutter, und ihre Kinder waren Alle arm. Desto heftiger bestand sie darauf, daß Dine Deichgräfinn werden sollte.

Da ihr Mann jetzt mit Ernst darauf drang, Dine sollte ihren freyen Willen haben, da brach die Frau los:

„Was soll aus ihr werden, wenn du stirbst? Sag, Vater! Soll sie meinen Kindern das Wenige entziehen, was wir nachlassen können, oder soll deiner Schwester Tochter eine Bettlerinn werden?« —

»Halt! rief der Alte — halt! O ich dachte, du wärst längst von deinem alten Erbfehler, dem Geitz, geheilt, Mutter! Das also ist's? Da also steckt's? Darum also soll das züchtige, unschuldige Mädchen in die glühenden Arme des Molochs geworfen werden, damit deine Kinder — es sind auch meine Kinder, Frau! nein, lieber wollte ich

das Kind dem Deichgrafen geben, als sie dir von dieser Minute an überlassen.«

Er rief Dinen. Sie trat weinend in's Zimmer.

»Dine,« sagte er — »ich kann dir nichts hinterlassen, als meine Liebe, meinen Segen, und mein letztes Gebeth für dich zu Gott! Jene Frau — » er schwieg, und drückte die Hand auf die Augen. »O Himmel, Himmel!« rief er — »hast du den Hefen, den bittersten Hefen des Unglücks denn bis auf meine letzte Stunde gespart? Soll die Hand meines Weibes, das mein Leben zu einem Eden machte, hart mein sterbendes Auge zudrücken? O soll ich noch hassenmüssen, die ich ewig lieben muß! Frau, ich muß reden,« rief er laut und majestätisch — »ich muß, so höre, und Gott höre meine Worte!«

»Du mußt mich lieben, Vater!» rief die weinende Frau, und warf sich an seine Brust. »Lieben sollst du mich! Du sollst mich noch im Tode segnen. Dine soll, so lange ich lebe, mein Kind seyn, nnd, sterbe ich, Kindes Theil haben. Sie soll heirathen, wen sie will, und sie soll mich nur lieben, und du sollst mich lieben.«

Da warf Dine sich in ihrer Aeltern Umarmung, und rief, freudig-weinend: »Mutter, ich will dem Deichgrafen meine Hand geben, und gern! recht gern! Gott wird ja unsre Herzen beruhigen! O glauben sie mir, gütige Mutter!«

»Dem Deichgrafen nicht, gewiß nicht, Din-

chen,« sagte der Vater mit befehlender Würde. »O Mutter, Mutter, wie viel süßer ist die Versöhnung als ein langes Leben voll Liebe sogar!« Er drückte sie in seine Arme, und der schönste Frieden war wieder hergestellt.

Der Alte war so heiter, daß er den Mittag zu einem Festtag machte. Er schlief die Nacht ruhig, er stand heiter auf. Aber auf einmahl wurde sein Schwindel so heftig, daß man ihn halten mußte. In jedem ruhigen Augenblicke warf er lachende Blicke voll Liebe und Muth auf seine trostlose Frau.

Der Arzt kam, und er zuckte die Achseln.

Der Alte ließ seinen Freund von Holm herüber bietten; dann verlangte er mit dem Arzt allein zu seyn. Er fragte den Arzt mit seiner gewöhnlichen feyerlichen Majestät, die jetzt noch erhabener war, wie lange es dauern würde, ehe der Tod ihn träfe.

»Wissen Sie denn, lieber Balke.«

»Ich weiß.«

»Nun denn, frommer, guter Mensch,« sagte der Arzt mit übergehenden Augen. »Die Gefahr ist dringend. Schon in einigen Stunden können Sie die erhabenen Worte hören: »Du getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude!«

Der Alte sah freundlich umher. Ich will noch einmahl das freundliche Abendlicht betrachten. Dann ließ er von seiner Frau ein versiegeltes Pa-

ket von oben herab bringen. Es waren Papiere darin.

Da kam Braune. Er streckte ihm die Arme entgegen: »Mein Sohn, du versprachst mir! wir sind an dem erhabenen Augenblick! Laßt mich mit dem Nachbar allein.« Sie blieben allein.

»Ich fordere deinen Rath, mein Sohn! Der Sterbende wirft alle Heucheley ab; der Lebende kann es auch einmahl vor einem Sterbenden. — Willst du?«

»Ich will!«

»Ich sterbe nach einem Verdruße, der über Eberhardinen mit meiner Frau entstand. Es kann ein Zufall seyn; was ich glaube! Aber wird nicht meine Frau beständig meinen Tod Dinen beymessen? Antwort!«

»Das wird sie, glaub ich.«

»So dürfen sie nicht bey einander bleiben. Was meinst du, mein Sohn?«

»Sie dürfen nicht.«

»Wo lasse ich sie? Sie hat eingewilligt, dem Deichgrafen ihre Hand zu geben. Du kennst den Deichgrafen von uns gewiß am besten; denn du liebst Dinchen. Wahrheit dem Sterbenden! Soll ich sie ihm geben? Sprich du!«

Lange schwieg Braune. Dann sagte er: „Nein! nein! nein! Er muß sie verderben oder unglücklich machen.«

»Hast du jetzt keinen Wunsch, mein Sohn?«

»Ja? Dinchens Besitz, meine Hoffnung steht auf Gott!«

»Meine auch!« rief der Alte — »so nahe am Grabe wächst die Hoffnung und der Glauben. — Dein Wunsch ist erfüllt, sie liebt dich mit voller Seele. Sie ist dein! Sie ist arm, arm wie du. Aber ich weiß sie ja nicht anders zu retten. Da du den Knaben von der Watte rettetest, durftest du fragen, kann ich ihn ernähren? Du rettetest ihn. So rette auch das unschuldige Mädchen. Sie ist dein! Ich erkenne Gottes Finger. Ruf Dinchen.«

Sie kam. »Dine,« sagte er — »unser Nachbar liebte dich von dem ersten Augenblicke an, da er dich sah; wie war's, mein Sohn?«

Braune nahm ihre Hand. »O Eberhardine, wie unaussprechlich unglücklich bin ich diese Zeit gewesen! Ich liebte Sie und hatte Sie aufgeben müssen.«

»Kinder, bedenkt, daß ich ein Sterbender bin, dessen letzte Körnchen Sand eben verrinnen. Sie liebte dich auch, mein Sohn, eben so heimlich. — Dine, da hast du meinen letzten Segen, das Herz eines edlen Mannes!«

Ach, das Entzücken ihrer Liebe konnte den Schmerz nicht niederringen. Da kam die Frau. Er aber gab ihr das versiegelte Papier. »Erbrich das, Mutter!«

Sie erbrach. Ein zweytes versiegeltes Papier lag darin.

»Lies vor, an wen?«

»An meine Tochter Eberhardine, von ihr zu erbrechen, wenn sie vier und zwanzig Jahr alt ist, und von meinem Bruder zu zernichten, wenn Eberhardine früher stirbt.«

»Gib es dem Nachbar, liebe Mutter, und wünsch' ihnen Glück, sie sind ein Paar. Sie liebten sich lange.«

Der Beichtvater wurde gemeldet. Er kam. »In articulo mortis, lieber Amtsbruder, hier steht der Arzt, und ich bin der Sterbende — werden Sie das junge Paar zusammen geben? Ein Sterbender verbürgt sich, daß sie beyde in keinen andern Verbindungen stehen.«

Der Arzt bestätigte, und der Prediger gab das junge Paar zusammen. Der Alte segnete sie. Aber der Schmerz siegte wieder, und mehr, je mehr sie glücklich waren.

Dann wendete er sich mit ausgebreiteten Armen an seine Frau, und rief: »Nun, geliebte, treugeliebte Auguste, nun gehöre ich dir! Wie soll ich dir das lange glückliche Leben danken! wie« — und in dem Augenblick tödtete ihn ein Nervenschlag an seiner Frauen Brust.

Das Leichenbegängniß, die Briefe, die zu schreiben waren, Dinens kleine Erbschaft ihrer Mutter, alles das zerstreute den unendlichen Schmerz über einen edlen Todten, nicht in des Nachbars Herzen, obgleich neben dem Schmerze

noch alle magischen Hoffnungen und Entzückungen der ersten Liebe lagen; denn wie hätte er, so lange das erstarrte Lächeln auf dem bleichen Gesichte seines Freundes vor seinen Augen lag, das lebenvolle Lächeln und das Erröthen der Liebe sehen mögen? Eberhardine mied ihn geflissentlich, und hing mit aller Liebe noch an der Mutter. Sie verboth sich sogar jeden Blick auf ihn im zarten Mitleiden. Nur wenn sie vor den Schattenrissen stand, und die hohe Gestalt des Vaters betrachtete, so warf sie auch die Augen voll doppelter Thränen heimlich auf eine andere Gestalt, und sagte: »Sind wir nicht alle Schatten, wie diese?«

Nach der Bestattung der Leiche sagte die Mutter selbst: »Nun geht auch Ihr in Gottes Nahmen, Kinder, und alle meine verlornen Freuden mögen Euch als Engel begleiten!«

Dine kniete vor der Mutter. Die Mutterhand ruhte auf ihrer Stirn. Niemand sprach ein Wort.» Jetzt bin ich verwaiset, Dine, und du nicht mehr. Ihr werdet mich nicht vergessen. Nun geht aber!«

2.

Aber da Eberhardine die Stufen vor dem Hause hinunter trat, und ihrer Jugend Heimath hinter ihr blieb, und das gebliebte Haus und ein unvergeßliches Grab, und sie nun den Arm und

das Schicksal des geliebten Fremdlings zugleich umfaßte, da flossen unaufhörlich ihre Thränen, und seine liebende Stimme erregte sie noch mehr. Und da sie um das Meer bog, und alles verschwand, was sie geliebt hatte, da zog sie die weiße Locke hervor, die sie von dem Haupte des Todten geschnitten hatte, und sagte sanft: »Das ist nun alles, was ich noch besitze, und dieses Trauerkleid um den geliebten Todten!«

Er drückte ihre Hand mit seinem Arme nur fester an seine Brust.

Da sah er sein Haus. Er zeigte es ihr nur mit ausgestreckter Hand. Dann sagte er: »O warum kann dich, Geliebte, dort nicht die Freude empfangen, sondern ein neuer Schmerz, ein armes Haus, das dir nichts zu biethen hat, als eine treue Liebe und Redlichkeit? Du wurdest Frau, ehe du Geliebte warst, und wirst Mutter seyn, eher als Frau. Die Freuden, die dich empfangen sollten, die Feste, sind nichts als Arbeit und Sorge. O du weich gehaltene Tochter, wie hart wird dich dort die Armuth halten!« Das sagte er, den trauernden Blick auf seinem Hause festhaltend, mit weicher Stimme.

Da stand sie, sie zog die Hand aus seinem Arm, und legte die Hand, um ihn zu halten, auf sein Herz. »O laß mich hier,« sagte sie verschämt, und legte ihr Haupt an seinen Busen — »ehe ich meine neue Heimath betrete, dir mein ganzes Herz

aufdecken!« Sie deckte es nicht auf, sondern ein glühender Purpur verhüllte es noch mehr, und ihre Wange zugleich. Das Meer rauschte dazu, und der Abendstern, der über seinem Hause in einer ziehenden Wolke stand, trat hervor und beleuchtete mit seiner hochzeitlichen keuschen Fackel den ersten Kuß der Liebe, und das leise, stumme Entzücken der Liebenden. Da trat der Mond hinter einer waldigten Insel hervor, und goß sein Silber auf die rauschenden Wellen, und sie hielten sich umschlungen, die treuen Herzen an einander gedrückt. Da umfing er sie, sie ihn, und, so umschlungen, gingen sie weiter, und mit jedem Schritt sagten sie: »Nun bist du mein! Nun trennt uns nichts mehr!«

Er pochte leise an der Thüre, und Marie öffnete.

»Hier, meine gute Marie, bringe ich dir meine geliebte Frau!« Marie weinte nur; aber sie hohlte das Kind mit schneller Eile, sich selbst vergessend, und legte es in Dinens Arme. »Gott gab es uns, wir geben es der Mutter!« Der Knabe schlang die kleinen Arme um den Hals der jungen Frau. Der Pudel bellte und sprang vor Freuden. Die junge Frau, von einer schönen Ahnung ergriffen, drückte das Kind an ihre schamhaft-bewegte Brust.

Marie führte die junge Frau in dem Hause umher, das sie mit Dinens Aussteuer so viel

wie möglich ausgeschmückt hatte. Der Tisch war gedeckt. Eine Flasche Wein, welche die Mutter geschickt hatte, stand auf dem Tische. Die junge Frau verwaltete zum ersten Mahle ihr schönes Amt als Hausmutter, und der liebliche Ton: »Frau Pastorinn!« war ihrem Ohr das höchste Triumphlied. Da erst, wie er sie auf seinen Knien an seine Brust gedrückt hielt, deckte sie ihm mit leisen flisternden Worten ihr Herz, die lange Liebe und ihr Entzücken auf, und um Mitternacht führte er und das Licht des Mondes die liebende Braut in die hochzeitliche Kammer. Maria bethete für das Glück des geliebten Herrn.

Das Glück betrat mit der jungen Frau das Haus. Dine ging den andern Tag schon im Dorfe umher und besuchte ihre alten Bekannten. Wer hätte Mamsel Dinchen nicht geliebt? Wer hätte nicht die höchste Achtung vor dem alten Balke gehabt, vor der Hoheit des majestätischen Patriarchen? Die ganze Gegend ehrte das lange tugendhafte Leben des Alten. Und Dinchen war jetzt Braunens junge Frau, und Braune stand mit in dem Stammbaumsgemählde des Alten. Den Stammbaum kannte die ganze Gegend: denn er war immer das Erste, was der alte Patriach seinen Gästen zeigte.

Die junge freundliche Frau hatte nach einem Monath die Herzen aller Holmer, und sie gewann sie ihrem Manne. Sie kannte alle Verthei-

le der Landhaushaltung; aber sie nahm dennoch ihre Nachbaren in Rath, und so gewann alles ein lachenderes Ansehen. Der Garten wurde noch im Winter von Braunen selbst für das Frühjahr bearbeitet. Die Felder wurden besser von der Gemeinde bestellt: denn Eberhardine war auf dem Felde, und dagegen hatte sie am Abend die jungen Töchter der Bauern bey sich, und unterrichtete sie in weiblichen Arbeiten: alles nach den Grundsätzen des alten Patriarchen. Der Garten wurde bepflanzt mit Fruchtbäumen und Küchengewächsen, und wie rasch, und wie süß wurde die Arbeit! denn Dinchen und ihr Mann waren die Arbeiter selbst. Einen Bienenstock gab die Mutter her; und da Dinchen das Geschäft liebte, machten die Bauern in Holme und aus ihrem väterlichen Dorfe ihren Bienenstand vollständiger. Ihr Viehstand wurde vermehrt. Dinchen hielt eine rüstige Magd, und sie selbst war überall.

Braune kam mit den Bauern zusammen; sie lernten seinen uneigennützigen Charakter achten, und sie fingen an zu prophezeihen: »Der Patriarch würde bey ihnen wieder aufleben.« Ueber die Schule hatten sie schon lange die Köpfe zusammen gesteckt; denn ihre Kinder, die den Pastor zu lieben an fingen, lernten fertig lesen, schön und geläufig schreiben und rechnen. Der Prediger stand aber doch immer ihnen zu fern, bis Dinchen das Band wurde, das sie zu Freunden machte. Alles

war auf einmahl anders. Die Gemeinde wußte jetzt mit Stolz, daß sie weit umher nicht nur den besten, sondern auch den gelehrtesten Prediger hatte. Sie sahen statt des ernsten Gesichts voll Kummer über die Armuth seiner Pfarre, das frohe Gesicht des zufriedenen Glücklichen. Braune selbst lernte seine Bauern mehr achten, und alle diese Wunder that ein freundliches, junges, fleißiges Weib, Eberhardine.

Reich waren sie nicht, nicht einmahl wohlhabend; aber sie hatten alle ihre Bedürfnisse; und Dinchen konnte ihrem Manne, an jedem Freudentage im Jahr, ein Buch schenken, dessen Nahmen sie, ihn immer belistend, abstahl.

Erst jetzt lernte Braune sein junges Weib kennen. Seit die Zeit ihrer Liebe die feyerliche Empfindsamkeit, und den Ausdruck der Begeisterung genommen: welch eine unerschöpfliche Heiterkeit, welch ein stiller Muth, welch ein reiner Sinn für alles Gute, für das Erhabenste, und für das Kleine im Leben in ihrer Seele lag! Sie erhob sich mit ihm hoch über das Leben empor; ihre Erhebung war Frömmigkeit. — Aber sie konnte nachher an dem stillen Leben wieder warmen Theil nehmen; sie gewann dem Leben selbst die Freuden ab, die er bey der Dichtkunst suchte.

»O, welch ein Weib habe ich, Dinchen?« sagte er oft erstaunend vor ihr, wenn sie das Schwe-

re so leicht fand, und in dem häuslichen Leben sich dennoch so dichterisch bewegte.

»Eine fromme, eine heitre Frau, die gesund ist, und ihren Mann liebt: das ist das Wunder, worüber du erstaunst.«

Sie liebte den fremden Knaben, der noch immer keinen Nahmen hatte, wie jede Frau Kinder liebt. Aber sie hielt ihn noch liebender an ihrem Herzen, unter dem schon ein eigenes Kind sich bewegte, als wollte sie sagen, ich liebe ihn dennoch.

Der Knabe hing an der Mutter, an ihrer Hand, an ihrer Schürze. Er saß neben ihr im Garten. Sie sang ihm während der Arbeit ihre schönen Lieder vor, die des Knaben Stimme nachlallte. »Unter Spiel und Blumen muß das Kind erwachsen,« hatte der Patriarch oft gesagt. »Unter der Blüthe der Dichtkunst, der Musik,« sagte Braune. Sie hatte beydes gemerkt, und erfüllte es.

Da wurde sie Mutter eines Mädchens. Sie drückte das Kind an die volle Mutterbrust mit der unermeßlichen neuen Liebe; aber als wäre diese höhere Liebe ein Unrecht gegen den fremden, nahmenlosen Knaben, der ernst seine Mutter und das Kind beschauete, winkte sie ihn liebend heran, und drückte auch ihn an die volle Mutterbrust, und sagte zu dem entzücktbewegten Manne: »er soll von heute an heißen wie du, lieber Mann, Ferdi-

nand.« Sie gab ihm den Nahmen, um ihn näher an ihr Mutterherz zu ziehen. Ihre Tochter nannte sie Therese.

Jetzt gewann ihr Leben einen neuen Halt. Das Ideal des menschlichen Lebens, dem er sich hoch empor zuschwang, auf den Flügeln der Dichtkunst, und einer seltenen Begeisterung, das nur im himmlischen Glanze jenseits des Lebens in einem lichten Nebel stand, war nun in das Leben zu ihm herabgesunken. Der Baum des Lebens sproßte in seinem Hause hervor. Er sah die Ewigkeit in dem fortgehenden Geschlechte. Seine geliebte Frau, ihr und sein Kind, an ihrer Brust, und in seinem Herzen die himmlische Freude: so stand das Leben vor ihm, mit dem Himmel vereinigt. Das kleine Leben stieg hoch empor, über das Grab in die Ewigkeit, und hatte nichts als die beyden kleinen Flügel eines neugebornen Kindes, sich zu heben.

Ihre Herzen füllten sich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit; denn ihr Leben konnte ja nicht ausdauern mit dem Leben der Kinder; aber ihr Fuß drückte sich fester in das Leben ein. Sie wurden thätiger.

Die Kinder wuchsen empor als Bruder und Schwester. Vater und Mutter hatten es sich gelobt, die beyden Kinder bey diesem schönen Glauben zu lassen, bis ein Zufall, oder, worauf beyde, aber verschwiegen und lächelnd, rechneten, ihre

eigenen Herzen das Geheimniß ihnen entdeckte. Sie lebten unter Blumen und Spiel, wie der Patriarch befahl, und nuter Musik und Gesang dem Frühlinge des geistigen Lebens.

Der Vater wies den beyden Kindern den Kreis ihres kleinen Reichs an, in dem sie herrschen sollten, den Garten, in dessen Gränze ein kleinerer mit kindischen Blumen- und Gemüsebeeten, und einer fünf Fuß hohen Laube, ihr volles Eigenthum, lag. Die neben anstoßende Wiese mit einem Hügel, worauf eine Linde stand, gehörte auch dazu, und zwey Spielgefährten, ein Lamm und der Pudel. Ferdinand weidete das Lamm und Theresen mit gleicher Liebe, bis sie der Mutter Gesang im Garten hörten, der sie alle Viere zurücklockte. Mit den Jahren wuchsen ihre kleinen Geschäfte, das Füttern der Tauben und Hühner, das Jäten eines Blumenbeetes. Der Vater machte eine Arbeit daraus, die Mutter hätte gern ein Spiel daraus gemacht.

Eberhardine wurde wieder Mutter, und wieder. Der Kreis ihrer Freude dehnte sich aus; aber auch der Kreis ihrer Sorgen.

Manche kleine Bequemlichkeiten mußten wieder wegfallen. Mann und Frau fielen entzückt einander in die Arme, wenn das Jahr ohne Schulden von ihnen schied. O ihr Reichen, welche Menge kleiner und entzückender Freuden entgehen Euch! Alle die kleinen Opfer, die Dinchen der Bequem-

lichkeit des Mannes brachte, die Erfüllung eines wohlfeilen Wunsches, die sie mit langen, aber so wohlfeilen Entsagungen möglich machte, und die sie dennoch endlich mit Freudenthränen verrieth, weil sie ja wußte, wie unbeschreiblich er sie dann mehr liebte. Aber diese Liebe verhüllte die harte Zukunft nicht, die er vor sich sah, wenn seine Söhne in die Welt mußten. Er konnte ihnen die Schule ersetzen, aber nicht die Schüler, nicht den Unterricht der Welt, nicht die Kenntniß der Menschen.

Da feyerten sie Dinens vier und zwanzigsten Geburtstag bey der alten Mutter, die nicht mehr zu ihnen konnte. Sie erinnerte die beyden jungen Leute an das versiegelte Paket, was sie vergessen hatten. Sie gingen eine Stunde früher zu Hause. Er hohlte das versiegelte Papier. Er sah Dinen lächelnd an.

»Es ist seltsam, liebstes Dinchen! ein jedes Siegel macht mich unruhig. Ich weiß wohl, weil ich etwa alle Jahre eins zu erbrechen habe; aber dieses? Was bedeckt es? Kannst du es errathen?«

»Es kann kaum etwas Uebels enthalten; denn der Vater sagte mir oft: hätten wir den Schattenriß deiner Mutter: sie sollte vor allen Andern mit in den Stammbaum. Sie war eine vortreffliche Frau. Es ist sonderbar, daß ich von ihr nicht mehr weiß als dieses allein. Aber was könnte er enthalten, was uns zwingen müßte, weniger glücklich zu seyn?«

Sie griff nach dem Papiere, und legte es wieder nieder. »Du hast mich unruhig gemacht. — Aber was es sey, wir wollen so wenig wie möglich an unserm glücklichen Leben ändern.«

»Davor zittre ich. Gib mir die Hand darauf! Und nun, rief er, das Siegel lösend: spring hervor Glück oder Unglück! Unsern Himmel trübt es nicht.« Er zog eine Menge Papiere hervor, die nummerirt waren. Sie lasen bis nach Mitternacht.

3.

Der nachherige Oberförster Balke warf jedesmahl seine Mappe mit den Heften aus der Dogmatik ärgerlich an die Wand, so oft er in den Zeitungen einen neuen Sieg des großen Königs las. Die Briefe seiner Mutter, voll Bitten, zu werden, was sein ehrwürdiger, friedseliger Vater gewesen war, Prediger, waren nur schwache Banden gegen den immer höher steigenden Wunsch, den König vertheidigen zu helfen. Er riß seine Büchse, die er von Hause mitgebracht hatte, — sein Oheim war Oberförster in eben dem Dorfe, wo sein Vater Prediger war, — von der Wand, und fluchte, daß ihm die Mutter mehr war, als das Vaterland und der bedrängte König.

Da kam der Brief, der ihm den Tod seiner Mutter ankündigte, und nun war er frey. Seine

Begeisterung ergriff seine Kameraden. Sechse gingen mit ihm nach Berlin, um sich unter ein Freycorps Jäger annehmen zu lassen. Viere kehrten auf halbem Wege um. Ein Herr von Boisen, sein Freund, blieb ihm getreu, nicht dem Vorsatze. — »Eben so gut!« rief er ihn umhalsend. »Ich verlasse dich auch nicht, Boisen! das Leben für einen Menschen wegwerfen ist glorreicher, als es erhalten, Mein Beutel ist dein! laß uns theilen.«

»Balke, du?»

»Lapperey! Ist Blut nicht mehr als Gold? Laß uns theilen, oder zieh heim, wie die Andern. Ich will den Freund haben; aber den rechten, mit dem ich die Seele theilen kann. Sieh, weil sie nicht gern geben, so haben sie zur Ehre gestempelt, nicht zu nehmen. Schande ist's! Nimm, sag ich; oder brich die engbrüstige, muthlose Freundschaft ganz ab!«

Boisen mußte mit ihm theilen. »So laß uns ewige Freundschaft schwören!« rief er.

»Schwur? Was soll's? Ein Schwur ist schwächer wie ein Zwirnsfaden, wenn das Herz nicht fest ist. Willst du nicht mehr Freund seyn, o so findest du tausend Gründe zu brechen. Nichts hält fest im Leben als der Muth, fest zu seyn, und den hält nicht Schwur und Gebeth; aber wohl die Gefahr, und die werden wir finden.«

In Berlin wurden sie als Officiere, woran

es fehlte, angestellt, und sie gingen nach Schlesien zum Könige.

Balke, der seines Oheims ganze Kunst, die Jagd, verstand, ließ sich gebrauchen. Seine Rapporte waren die sichersten. Er war auf dem Vorposten so wachsam wie sein Hund, und muthig wie ein Löwe.

So lag er in einem Dorfe im Gebirge auf Vorposten, in des Predigers Hause, und er hielt unter dem wilden Haufen eine Mannszucht, daß ihn das Dorf segnete. Des Pfarrers Tochter sah, wie der junge Mann dem Tode die Brust so freudig entgegen trug, — »es liegt keine Schuld auf seiner Brust,« sagte ihr Vater — wie er so muthig und ernst, und doch verschweigend, wohin er ging, dem Vater, der Mutter, und ihr die Hand reichte, wenn er dem nähernden Feinde entgegen ging; wie freundlich er sie begrüßte, wenn er gesund zurück kam! Sie mußte weinen, wenn er ging, und wenn er kam. »Sie wagen zuviel,« sagte sie, da er wieder fort wollte, um die hohen Gebirge zu durchstreifen, ob's da sicher sey. »Sie wagen gewiß zu viel!«

»Krieg ist wagen, liebes Kind,« sagte er munter; „und wer wagt, gewinnnt!“

Er sah's wohl, wie das Mädchen sich jeden Tag mehr um seine Gefahr kümmerte. Auch hatte er ihr ins klare Auge recht tief hineingesehen, und so nahe an dem Tode, reift die Liebe früher, und

die Nachbarschaft des dunkeln Grabes gibt der Liebe etwas Ueberirdisches, etwas Heiliges. Wenn jedes Hand-aus Handziehen das letzte, und jedes Lebewohl der letzte Laut seyn kann, den diese Lippen reden: o so gibt man dem Scheidenden gern das Herz mit, und den feuchten Blick, der die Liebe gesteht, und den zitternden Händedruck statt des Versprechens!

So wars. Er liebte Röschen; ach, und Röschen mußte ihn ja lieben, den sie täglich dem Tode entgegen gehen sah!

„O ja," sagte er allein — „O ja, ich möchte wohl ein Herz haben, an das ich meins zum letzten Mahle drücken könnte, ein Auge, das mich weinend begleitet und mich freudig empfängt! — Aber fort! fort damit! Sie sollte mit einem langen Leben voll Thränen den kurzen Augenblick meines Todes versüßen! Fort! Fort! Röschen, du sollst nicht wissen, mit welchem Herzen ich von dir gehe, wenn ich gehe. Es ist nichts! nichts!"

So schwieg er, und sah ihr mit heiterer Munterkeit ins denkende, verdunkelte Auge, und mitten im vertraulichen Gespräch mit ihr, wenn Röschens zärtlicher Blick, und ihr leiser Händedruck, und die abgewendete Thräne ihn bath, der Gefahr nicht zu trotzen, dann, wenn sein Herz überwallte in unendlicher Liebe und unendlichem Glück, so antwortete er dennoch nur heiter: „Glauben Sie,

liebes Röschen, mein Leben ist mir lieb; gewiß! ich spiele nicht mit der Gefahr. Gewiß nicht. Sie sind besorgt ohne Noth!" Und dann brach er ab.

„Adieu, Liebröschen!" sagte er einen Morgen froher als gewöhnlich, und drückte ihre Hand stärker als gewöhnlich. Sie schloß nichts Gutes daraus, und so war's auch. Die Heere zogen aus dem Dorfe den Weg hin, wo der Feind stand. Sie sah auf den Höhen Regimenter ziehen. Man hörte Schüsse fallen. Das Feuern wurde stärker, ganz in der Nähe. „Wenn wir zurückziehen müssen," hatte Balke hundertmahl gesagt, „so fürchten Sie nichts. Wir können Ihr Dorf wohl besetzen; der Feind nicht." So wars: der Feind drang vor; rings um das Dorf stand er, im Dorfe nur wenige Posten.

Sie ging in ihre Kammer; aber sie konnte nicht schlafen vor Schmerz. Um Eilf pochte es an ihr Fenster. Sie öffnete zitternd. „Liebröschen," flisterte er hinauf. „Können Sie mich wohl ein Stündchen in Ihrem Schlafzimmer beherbergen?"

„O Balke! Gottlob! Kommen Sie!" Sie reichte ihm die Hände entgegen. Er war am Geländer hinauf, und in ihren Armen.

„Weder Vater noch Mutter dürfen wissen, daß ich hier bin. Noch ist alles rings wach. Ich will meinen Freund vom Schlachtfeld hohlen. Er fiel an meiner Seite."

„Sie allein?"

„Ist es Gottes Wille, daß er gerettet werden soll, so muß ich allein genug seyn. Er ist mein Freund. Da frage ich nicht, sonst hätte ich noch mehr zu fragen. Denn Liebröschen," sagte er sehr bewegt, und nahm sie dabey zum ersten Mahle in die Arme — „ertappt man mich, so bin ich gewiß verloren. Ich bin nicht in Uniform."

„O Gott, so gehen sie!"

„Das kann ich nicht! Gott weiß, ich muß ihn retten, wenn er zu retten ist. Um Zwölfe! dann ist's ruhig."

Er war so bewegt, daß er nicht wußte, was er that. Er zog das Mädchen auf seinen Schooß. Seine Thränen rollten an ihrer Wange herab. — Sein Herz schlug an ihrem unbändig.

Sie schlang ihren nackten Arm um seinen Hals. Der mächtige Augenblick, die Gefahr, die Ungewißheit der That, die Dunkelheit der Nacht warf die hülflose Unschuld in seine Gewalt. Er drückte die heißen Lippen auf ihren Mund, er drückte sie immer fester in seine Arme. Sein Herz war voll Liebe und voll Schmerz. „Röschen," sagte er betäubt von allen Empfindungen — „dich liebe ich auch! Auch! Und ich muß fort, wenn die Uhr schlägt, und ich sehe dich nimmer wieder."

Da strömten ihre Thränen, da preßten ihre Lippen seine, da schlug die blaße, jugendliche Brust an seine, und die Thurmuhr schlug Mitternacht. Er stand auf, und sagte — „rette ich ihn, so bringe

ich ihn dir! Komm ich nicht, so — leb wohl! Leb wohl, geliebtes Herz!" —

„Ich gehe mit dir," rief Röschen mit heftiger Eile sich ankleidend. „Nein, ich verlasse dich nun nicht! Wie wolltest du auch allein den Verwundeten tragen? Wir bringen ihn dann in das kleine Kämmerchen, wo er sicher ist. Ich verpflege ihn dann. Und laß mich mitgehen. Findet man uns, so sage ich, ich suche meinen verwundeten Bruder, und du bist unser Knecht. O laß mich mitgehen!"

Sie drang durch. Sie gingen. Gleich hinter dem Dorfe war Boisen gefallen. Noch lagen alle Verwundete da. Balke wußte den Ort genau. Röschen rief leise: „Boisen!" Keine Antwort! Balke betastete die Gesichter der Liegenden. Er kannte Boisen an einer tiefen Narbe vor der Stirn. Er fand sie. Er schrie auf vor Freude und Entsetzen, denn die Stirn, die er betastete, war kalt und starr.

Nun zog er eine kleine Flasche mit Wein hervor, und rieb ihm die Schläfe. Da erwachte Boisen aus dem Todesschlummer.

„Einen Tropfen Wasser!" seufzte er.

„Still! hier ist Wein. Boisen, ich bin's! still! der Feind ist nah!"

„Du Balke! O du?"

„Kannst du gehen? Wo ist deine Wunde?"

„In der Brust?"

„O weh!“

„Aber ich fühle mich stärker. Noch einen Tropfen Wein!“

Er trank. Sie wollten ihn erheben, da kam eine Patrulle. Sie legten sich unter die Todten.

Dann richteten sie Boisen auf, und führten ihn langsam ins Dorf. Der Morgen grauete eben auf, da sie die Hausthür hinter sich verschlossen.

Balke trug seinen Freund auf das verborgene Kämmerchen. Er wollte seinen Freund verbinden; aber Röschen trieb ihn fort, mit der Liebe süßen Bitten, dann zuletzt mit hartem Vorwurf, daß er nur den Freund liebe, und nicht auch sie, die ihn in den Tod begleitet hatte. Er umarmte sie, und sie ließ ihn aus der Hausthür entschlüpfen. Er entkam glücklich auf den bekannten Wegen in sein Lager.

Nach acht Tagen zog sich der Feind zurück. Alles trat in die vorige Lage. Balke besetzte sein Dorf wieder.

Röschen emfing ihn triumphirend; denn ihr Vater wußte nicht einmahl, daß Boisen in seinem Hause war. Man hatte das Haus einigemahle durchsucht, ob sich dort Feinde oder Eigenthum der Feinde verborgen halte. „Ich blieb fest!“ sagte Röschen.

„Wie eine Soldaten-Frau!“ antwortete Balke.

Sie gingen zu Boisen. Er befand sich viel besser. „O ein Engel, lieber Balke!“ sagte er, dem Freunde die Arme entgegenstreckend — „hat mich verpflegt.“

„Gerettet! Gerettet erst, Boisen!“ Denn es war Boisen ein Traum, wie er hier in das Haus gekommen.

„Dieses Mädchen, Boisen,“ — Röschen hielt ihm die Hand auf den Mund.

„Nein, das soll er wissen!“ rief Balke — „daß er ohne Sie, Röschen, und ohne mich in der kalten Nacht hätte verschmachten müssen, soll es wissen, daß ich an sein Leben meins setzte, denn ich war von Feinden rings umgeben, und ohne Uniform; er soll's wissen, daß Sie, liebes Röschen, weil er mein Freund war, sich in der Nacht mitten unter die Feinde wagten, nicht bedenkend, was Ihr Loos seyn mußte, wurden wir entdeckt: das soll er wissen, damit er Lebenslang mein und Ihr Freund werde!

„Bin ich's nicht schon?“

Hier trat der Prediger ins Zimmer. „Vater,“ rief Balke ihm munter entgegen — „der ist mein Freund, der hier schon acht Tage lang unter ihrem Dache von Röschens Hand Gesundheit und Leben erhalten hat.“

„Und das weiß ich nicht?“

„Man weiß viel nicht, guter Vater!“ So wissen sie nicht, daß Röschen meine Braut ist,

und daß ich sie bitten werde, heute noch unsre Hände zusammen zu legen."

Der Vater erstaunte. Er kannte Röschens Neigung wohl. Aber er wollte eine so schnelle Verbindung nicht.

„Die wollte ich auch nicht, Herr Pastor! Ich liebte Röschen und schwieg, und ging, und schwieg und kam und schwieg. Das war schwer, recht schwer! Aber die Nacht nach dem Treffen, stahl ich mich hierher, und stieg in Röschens Kammer, und hatte sie in meinen Armen, und da merkte ich, daß ich nicht der König von England bin, dem es nicht möglich ist, Böses zu thun. Ich bleibe hier nun wieder, lieber Vater, ich gehe; die Geliebte sagt mir: Leb wohl! Ich komme: die Geliebte empfängt mich. Und so nahe vor dem Tode? Herr, hier ist mein Testament; Röschen ist meine Erbinn, bleib ich, und ich bin nicht arm. Hier Röschen, nimm! auch den Ring und meine Hand, und mein Herz, und was ich besitze, da den Freund! Thränen drangen aus seinen Augen. Röschen schlug die Arme um ihn. Der Vater gab sie vor dem Bette des verwundeten Freundes zusammen.

Ach, du junge, liebe Frau, welch ein tödtlicher Abschied, wenn er ging! welch ein himmlischer Augenblick, wenn er kam!

Boisen meldete sich bey seinem Bataillon. Man hatte ihn für todt gehalten. Er erzählte

triumphirend, wie sein Freund ihn mitten unter den Feinden weggehohlt. Der König erfuhr's; er erkundigte sich nach Balken, und da der Frieden im Frühjahr die Welt beseligte, die Freycorps aufgelöst wurden, erhielt Balke eine reiche Oberförsterstelle. Er zog mit seinem jungen Weibe dahin. Boisen blieb im Dienst.

Nach Jahr und Tag kam ein Brief von Boisen an den Oberförster.

„Da sitz ich in der Patsche, lieber Balke, und weiß so nicht recht aus und ein. Was ein Mann allemahl wissen sollte, so gut wie unser General und du. Das: Rechten! Linken! obsgleich dazu gehört, will mir so wenig schmecken, als das Fußzählen beym Hexameter in der Schule, obsgleich auch dazu gehört. Ich griff nicht zu den Karten, nicht zu der Flasche, nicht zu noch etwas Schlimmern, Freund Balke, ob man gleich aus Langerweile dem Teufel in sein gröbstes Netz laufen kann.“

„Sie nannten mich beym Regiment die Schreibfeder, bis ich denn ein paar Mahl statt der Schreibfeder die Klinge zog, und die Schreibfeder zu Ehren brachte.“ –

„Hohl der Teufel das Kriegsspiel statt des Kriegs! Ich schrieb an meinen Oheim, er sollte mich wegnehmen. Er antwortete, wie immer, karg: Du hast es selbst gewählt, da ich nicht wollte. Man muß seinen Entschluß ehren: Das be-

weist, daß man nicht närrisch sich entschloß. Dein Oheim Boisen. Ich blieb also."

„Mein Oheim, weißt du, hat meine Hand versagt an die Tochter seines Busenfreundes, die er selbst erzieht. Das Mädchen ist zwölf Jahre alt, und ein Engel, das kann ich nicht leugnen."

„In sechs Jahren ist der Engel deine Frau, wenn du ein ehrlicher Mann bleibst," sagte mein Oheim, und sah mich scharf an."

„Ich war also hier frey von allen Liebeshändeln, bis ich — doch" —

„Beym Obristen von Anthing lebte eine Nichte, die das Gerücht zu der Göttinn der Schönheit machte, und zur Göttinn der Geduld zu gleicher Zeit. Die Töchter des Obristen waren nicht einmahl hübsch, und so hätten sie von ihrer schönen Verwandtinn verlangen können, sie sollte in der eisernen Maske gehen."

„Was sie konnten, thaten sie ehrlich. Die schöne Louise ging bis an die Fingerspitzen und bis ans Kinn verhüllt, und kam selten und nur zum Vorschein, wenn der Stab beym Obristen war. Die jungen Herren fluchten vergebens über die Unsichtbarkeit der schönen Nichte, die ihr hartes Loos mit sanfter Geduld ertrug."

„So komme ich einmahl zu rapportiren. Ich öffne des Obristen Zimmer; und finde Louisen statt des Obristen. Sie hörte mich nicht, denn sie

saß mit dem Rücken gegen die Thür, und spielte und sang mit einer himmlischen Stimme."

„Balke, ich war schon halb verliebt in sie, weil sie unsichtbar, noch mehr, weil sie unglücklich war. Das Gerücht hatte nicht Unrecht; denn sie war die lächelnde Aphrodite selbst."

„Ich redete sie an; das Gespräch hob sich auf den Flügeln der Heimlichkeit bis zur Begeisterung bey mir. Sie war nur freundlich; aber der Kummer auf dem weißen Gesichte, durch dessen feine Haut nur die Gesundheit der schönen Seele, und die Beschämung, mit einem Manne allein zu seyn, die schönern Rosen auf die blaße Wange streute, machte sie so anziehend, gab den wenigen Worten, die sie sagte, so viel Bedeutung, jedem Lächeln, dem schamhaften Niederschlagen der Augen, der leisen Stimme, den noch leisern Seufzern, dem Aufblick der schönen Augen, wenn ich etwas Gutes sagte, so viel unwiderstehlichen Reitz, daß ich des Obristen donnernden Gang, der die Treppe herauf kam, verwünschte."

„Sie verbeugte sich, und ging in ein Zimmer. Ich rapportirte so in einander hinein, daß der Obrist mich starr ansah."

„Ich ging; auf dem Saale begegnete sie mir wieder. Sie neigte sich holdselig lächelnd. Ich sah ihren leichten, schwebenden Gang; — genug, ich ging mit ihrem Bild in der brennenden Seele von dannen."

„Ich, der Engel zu Hause mit meinem unbeweglichen Oheim zur Seite, und das blaße schöne Gesicht Louisens, und darneben die Göttinn der Geduld kämpften in meiner Brust, und ich mahlte um das weiße Gesicht voll Geduld lauter Engelsköpfe, dann um ihr Haupt eine Sternenkrone. Ihr Gewand konntest du der züchtigsten Heiligen geben, und dazu, so geheim sie gehalten wurde, sah ich, wenn ich auf die Parade ging, das schöne Gesicht allemahl lächelnd mir nachsehen."

„Mit meinem Oheim, das wußte ich, das weiß ich, war nicht zu scherzen; aber doch fand ich tausend Möglichkeiten, sogar seine seltsame Unbeweglichkeit, die nur fordert, nicht gebiethet."

„Da aber mischte sich der Zufall mit ins Spiel. Ein Allerweltszufall!"

„Ich transportire ein paar hundert Rekruten. Der Obrist begegnet mir. Er fährt nach seinem Gute. Ich reite an den Wagen."

„Er bittet mich auf eine Flasche Wein, in das Städtchen, wo er und ich Nachtquartier machen. Ich werde Ihnen Quartier machen, im Schwan, wo ich bleibe."

„Ich komme an; treibe meine Geschäfte, und dann zum Obristen, der nach seiner Gewohnheit mir mit Trinken zusetzt. Wir trinken. Ich sahe auf die Uhr. Wann visitiren sie Ihren Transport?" —

„Halb Eilf."

„Das ist's. Wenn sie zurückkommen, und ich bin noch auf, so bitte ich sie noch zu einer Flasche."

„Ich zögere mit Vorbedacht. Um Zwölfe schleiche ich die Treppe hinauf. Gerade eben hör ich den Obristen rufen: ist Boisen schon da, so ruft ihn! Die Thüre geht auf; ich habe noch eben so viel Zeit, mich in mein Zimmer zu retten, das an der Treppe ist. Ich drücke das Schloß ein. — Es springt zu, und hinter mir ruft eine schöne Stimme: um Gotteswillen!"

„Das war Louise, die mit den Töchtern des Obristen abgefahren war, und hier ihren Oheim erwartet hatte, um ihm zu unterhalten."

„Ich bitte tausendmahl um Verzeihung, sagte ich: ich habe die unrechte Thüre gegriffen, meine Gnädige! nur eine Minute, bis der Bediente die Treppe hinab ist."

„Ich küßte ihre Hand. Meine Phantasie hatte sie zu einer Heiligen gemacht; mein Auge gab ihr jetzt den Preis des schönsten Weibes. Denn sie stand im Nachtkleide vor mir, mit dem Lichte in der Hand, das sie in der Verwirrung genommen hatte, um mir hinaus zu leuchten, und wie geschäftig auch die linke Hand war, mir den schönsten Reitz der blühenden Jugend zu entziehen, so — die Heilige war verschwunden, und das schönste Weib, hold erröthend, stand vor mir. Ich küß-

te ihre Hand zum Abschiede, und sie war vollkommen wehrlos.“

„Ich wollte öffnen, und das verdammte Schloß war nicht von innen zu öffnen. Sie leuchtete, sie half. Unsre Hände berührten sich. Die Thür blieb verschlossen.“

„O Gott, was fangen wir an? sagte sie in unbeschreiblicher Angst. Sie stürzte gegen das Fenster, um zu rufen. Ich mußte sie halten, Balke. Ich umfaßte sie. Ich bath sie zu verziehen. Wenn man mich hier trifft, allein mit Ihnen, verschlossen?“

„Wir horchten, und hörten noch immer des Obristen Stimme.“

„Wir gingen wieder an das Schloß, nachdem im Hause alles ruhig geworden war. Es war nicht zu öffnen, durchaus nicht.“

„Hoch erröthend schlug sie nun ein Tuch um ihre Schultern, und wir fingen an, ein wenig ruhiger zu überlegen, wie der Noth abzuhelfen sey.“

„Sie ging an meiner Seite an alle Fenster; sie waren zu hoch. Die Fenster im Schlafzimmer auch. Wir sahen uns einander an, und mußten doch zuletzt lächeln. Ich gab ihr mein Wort, daß ich auf irgend eine Weise hinauskommen würde, und gabs mit Gewißheit.“

„Aber Balke, ich bin nicht der König von England, dem es nicht möglich ist, Böses zu thun! sagtest du ja in einer ähnlichen Lage. Mein Blut war Flamme. Des Obristen alter Rheinwein brann-

te auch. O, und Louisen hättest du sehen sollen, fühlen, wenn sie meine Hand faßte, und mich so innig bath, ihre Angst zu endigen! Da umfaßte ich sie, wie du Röschen, und das reitzende Mädchen, lag in meinen Armen, und ihre Lippe gab mir den ersten, brennenden Kuß der Liebe."

„Ich hatte hinten in ihrem Schlafzimmer eine Art Thür gesehen. Lassen sie uns die untersuchen, Louise!"

„Ich nahm den Leuchter, und — nun da hast du den Teufel, oder den Zufall! — der Schlüssel lag auf dem Leuchter, mit einem Blech daran, auf dem Nro. 5. stand, die Nummer ihres Zimmers."

„O Gott sey Dank! sagte sie, und reichte mir beyde Hände, voll Freude."

„Da wir nun das Mittel hatten, die Gefahr mit jedem Augenblick zu endigen, endigten wir sie nicht. Wir saßen fröhlich neben einander. Ich hielt sie in meinen Armen. Sie bath mich zu gehen; aber, ich ging nicht. Der König von England wäre ohne Zweifel gegangen."

„Das Licht knisterte und verlöschte."

„Nun gehn Sie, Boisen!"

„Noch eine Minute Louise!"

„Gehen Sie, ich beschwöre Sie! Die Morgenröthe bricht an."

„Es ist die Abendröthe, Geliebte!"

„Ach, Walke, es war die Abendröthe ihrer untergehenden Unschuld!"

»Sie, mit den Thränen der Verzweiflung und Liebe ließ mich mit den Schwüren einer ewigen Treue mit der Morgenröthe aus der Thüre schlüpfen.«

„Ich war nicht glücklich, Balke! Ach, ich wars nicht!“

„Ich ritt mit einer tiefen Wemuth den schönen Morgen durch, und verwünschte des Obristen Wein und meine Schwäche.“

„Sieh, und nun der Teufel sein Spiel gewonnen hat, steht er vor mir, und möchte mich bereden, den Pakt auf Lebenszeit mit mir zu schließen. Hast du nicht bemerkt, raunt mir der höllische Teufel ins Ohr, und lächelt triumphirend, daß Louise eben so wenig die Königinn von England ist, als du der König? Heißes Blut heißt der Teufel, der sie zu Falle brachte, nicht Liebe. Ein einziger Blitzstrahl entbrennt in des Mannes Herzen die Liebe; ein ganzer Frühling gehört dazu, um den Keim der Liebe in eines Mädchens Herzen anzubrüten. Der Schlüssel war in ihrer Macht, und der ruft das furchtbare: Schuldig! über sie aus.“

„Aber allen seinen lockenden Worten setze ich den Schwur entgegen, mit dem ich ging, ihr ewig treu zu seyn. Ueber mich ruft das Wort: Schuldig! denn sie bath mich, zu gehen. Ich ging erst, wie das Paradies der Unschuld verheert war!“

„Ich sann mich zu Tode, wie ich die Unsichtbare wieder sehen sollte, die ich liebte, Balke, die ich wahrhaft liebte. Ich ging zum Obristen. Da ich über den Saal zurückgehe, fliegts wie ein Schatten neben mir vorüber, und in einer Hand hatte ich ein Blatt mit den Worten: Auf der nächsten Maskerade die Fledermaus mit bunten Bändern an der grauen Kappe.“

„Ich zweifelte, ob das Papier von ihr käme; wie wollte sie auf den Maskenball kommen? Ich nahm einen schwarzen Mantel, und die Fledermaus erschien.“

„Ich redete sie an, und ihre schöne Stimme nannte meinen Nahmen: Boisen!“

„Sie hing sich in meinen Arm, wir verließen den Saal, und gingen unter den Arkaden des Hauses. „Es ist schrecklich,“ hob sie an, daß ich die Achtung des Mannes auf das Spiel setzen muß, um seine Liebe mir zu erhalten. O mein Herr, ich bin wieder mit Ihnen in ein finstres Schicksal verschlossen, zu dem vielleicht der Himmel selbst keinen Schlüssel hat! O, bin ich gedemüthigt genug? Muß ich vor dem Manne, der meine Schwäche sah, die ich nicht Liebe nennen darf, mein Knie beugen und sagen: verstoß mich nicht? Und verstieße er mich, so muß mein Herz schweigend brechen. Ich darf nur mich anklagen, nicht ihn!“

„Ihr Arm zitterte heftig, sie schwankte, sie lehn-

te sich bebend an meine Schulter. Ich wurde durchaus erschüttert."

„O, hob sie wieder mit bebender Stimme an —„ könnten sie mein Gesicht sehen, wie durch die Aschenfarbe des höchsten und dennoch schuldlosen Leidens die glühende Röthe der Scham, die mich schuldig spricht, bricht? O danken muß ich Ihnen, Herr von Boisen, daß Sie mich hier finden wollten; Großmuth muß ich's nennen, daß ich an Ihrer Seite gehen darf! Das Schicksal hatte meine Jugend zu unsäglichen Leiden verdammt; aber ich konnte getrost mein Auge dem Schicksal entgegen heben, und sagen: was verbrach ich! Das kann ich nicht mehr, ich Unglückliche! nicht mehr!"

„Ich drückte ihre Hand auf mein schlagendes Herz, in meine nassen Augen; ich gab ihr die zärtlichsten Nahmen; ich nannte sie: geliebte Louise! Geliebtes Weib! Ich nahm alle Schuld auf mich. Ich sagte ihr, daß ich sie geliebt hätte, ohne sie zu kennen; daß ich sie geliebt hätte, da ich sie zum ersten Mahl sah."

„O führen Sie mich an die Luft!" rief sie —„mir schwindelt vor Entzücken." Ich mußte sie fast hinaustragen. Sie ging ermattet, mit wankendem Schritte die Gasse mit mir hinab. Ich wiederhohlte ihr noch einmahl alles. Sie faßte meine Hände, sie drückte sie an ihre Brust. „O! war es Liebe, Boisen: so hatten Sie ja mein Herz erkannt! Ach, Sie waren der erste Mensch, der

seit dem Tode meiner Mutter, ein freundliches Wort mit mir redete! O wie flog dem gütigen Manne mein Herz, meine Seele entgegen! O wie schmerzlich war ich betrübt, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, den wieder zu sehen, der mein freundlichster Gedanke, mein schönster Traum geworden war: Sie schlang die zitternden Arme um meinen Nacken. Und ich reichte ihr die Hand zum ewigen Bunde."

„Ich verhehlte ihr nicht, daß alle meine Hoffnungen von meinem Oheim abhingen; aber daß ich fest entschlossen sey, ihr meine Hand vor den Augen meines Oheims zu geben. Sie hörte mich aufmerksam an, und verschob die Entscheidung auf eine andere Zusammenkunft. Sie war so glücklich, daß ich ihr den Vorschlag that, wieder in den Saal zu gehen."

„Eine zweyte Fledermaus, war uns von Weitem gefolgt. Sie warf ihre Maske ab, und gab sie der Fledermaus. Sie war unter der weiten Hülle zum Tanz gekleidet. Ich tanzte mit ihr. O Balke, welch eine Grazie, welch eine frohe Beweglichkeit! Welch ein heiteres Leben, voll schöner Lust! Welch ein Reichthum des Geistes, des Witzes neben dem tiefsten Gefühl!"

„Sie drang nun darauf nach Hause zu gehen. Sie warf nun in der Arkade den Flormantel wieder über. Ich begleitete sie bis an das Haus. Sie schlüpfte wie ein Schatten hinein."

„Heute habe ich von ihr einen Brief; aber kein Wort von dem, was sie wünscht. Du sollst mir rathen; denn ich glaube, mit mir und meinem Oheim ist es vorbey."

Diesen Brief las der Oberförster Röschen vor. „Hum!" sagte er dann, „hem!" sagte recht freundlich Röschen.

„Der Teufel, der ihm allerley ins Ohr raunte, hatte nicht Unrecht," denke ich, „Röschen! und es ärgert mich, daß er bey dieser Nachtscene deinen Nahmen nennt, und den König von England. Es ärgert mich. Denn deine Liebe hatte ein ganzer langer Frühling angebrütet, und meine auch. Darum ging ich. Heißes Blut war seine Schuld, und bey Louisen? wenn nicht noch etwas Schlimmers."

„O sey nicht hart, Balke! und antworte ihm freundlich."

Balke antwortete ihm. Er bath ihn, seinem Oheim mit der Wahrheit gerade heraus zu gehen. „Und laß ihn denn machen. Du hast jährlich sechshundert Thaler, Boisen! Nimm deinen Abschied. Gibts einen gerechten Krieg, so sind wir Beyde wieder da. Laß dich im Civil anstellen. Es ist unrecht, seine Hoffnungen auf einen andern Menschen bauen, als auf sich selbst und seinen Freund. Der König von England wäre gegangen, und ein rechter Mann auch. Du gingst nicht; nun so geh auch jetzt nicht, und steh fest wie ein Mann!

Boisen konnte dem Rathe seines Freundes nicht folgen, so gern er wollte. Denn Louise wollte durchaus nicht Schuld seyn, daß Boisen die Hoffnung auf seines Oheims Vermögen aufgeben sollte.

Sie hatte den Plan gemacht, Boisen sollte sich heimlich mit ihr trauen lassen, der Oheim sollte nichts von seiner Verbindung erfahren; und sie getrauete sich es zu, den Oheim mit seinem Neffen zu versöhnen. Den Abschied mußte er freylich nehmen, weil der Consens des Königs nicht zu erhalten war.

Der Plan mißfiel dem offnen Oberförster durchaus. Louise schrieb ihm selbst darüber. Der Brief war schön und gewandt; aber es war etwas dabey, das dem Oberförster mißfiel. Er konnte Röschen, die den Brief mit Entzücken las, nicht sagen was.

Louise verließ das Haus des Oheims. Sie ging zu ihrer alten Tante, bey der auch die Trauung geschah.

Boisen war entzückt von seiner jungen Frau, und der Oberförster, der mit bey der Trauung war, sagte zu Röschen: „sie ist schön, Röschen; sie ist reitzend. Sie hat Geist. Sie hat alle Tugenden, auch die widersprechendsten. Sie hat tausend Stellungen, und jede ist reitzend. Der Ton ihrer Stimme stiehlt sich wie eine Schmeicheley in jedes Ohr und in jede Seele. Für jeden

Menschen hat sie eine eigene Manier, als wäre sie ein heller Spiegel, worin jeder sein Bild sähe. — Sie ist unschuldig spielend, wie ein Kind und unwiderstehlich, und dann wieder eine edle, erhabene Frau und unwiderstehlich." —

„Du! lieber Balke! sagte Röschen drohend.

„Ja, Liebröschen, du bist Eins, und immer Eins! Unschuldige Liebe! Aber die tausend reitzenden Gestalten dieser Frau sind nichts weiter, als ein schöner Schleyer über einen Körper oder Geist, den ich nicht kenne, und den, fürchte ich, Boisen nicht kennt. Er ist glücklich; du weißt nicht, wie sehr. Gott gebe, daß diese schöne Hülle nichts Schlimmes verbirgt!"

So urtheilte Balke.

Die junge Frau machte den Plan, mit ihres Mannes Oheim bekannt zu werden. Aber Boisen erhielt vier Wochen nach seiner Hochzeit einen Brief von seinem Oheim, mit einem sehr kostbaren Halsschmuck und den Worten:

„Du wolltest das Mädchen nicht, was ich für dich erzog. Ich kann dich nicht tadeln; denn ich selbst liebe die Unabhängigkeit. Warum du aber deine Heirath verbirgst, fasse ich nicht. Deine Frau, höre ich, soll ein gutes Mädchen seyn. — Wer eine arme Frau wählt, muß sich der Armuth nicht schämen. Man muß seinen eigenen Entschluß

ehren. Ich sende deiner jungen Frau ein Andenken von ihrem Oheim Boisen."

Die junge Frau las die paar Worte zehnmahl mit tiefsinnigem Blick. „Wir müssen zu ihm!" sagte sie.

„Was sagen wir?"

„Dem wahren Manne die Wahrheit!"

Sie reisten zu ihm. Er empfing sie mit einer heiteren Ruhe. Der Engel, der für Boisen bestimmt gewesen war, hatte eben ihre Verlobung mit einem edlen Manne gefeyert.

„Ich bitte dich, liebe Louise, sey hier recht gefällig," sagte Boisen. Louise lächelte, und war es gar nicht. Sie erklärte dem Oheim recht offen, und mit allem Stolze, daß sie ihren Mann beredet hätte, seine Verbindung heimlich zu halten. „Ich war zu stolz, Herr von Boisen, meine Liebe getadelt zu sehen, die mein Stolz war."

„Du hast ein edles Weib, Neffe!" sagte der Oheim, nachdem er ein paar Tage mit Louisen gelebt hatte. Aber von Unterstützung nicht ein Wort. Der Oheim zeigte der jungen Frau seine Achtung, und sie reisten ab, ohne einen Schritt weiter zu seyn.

Die Heirath wurde nun erklärt, und Boisen wählte seinen Aufenthalt in einer Stadt nahe bey Balken.

Balke machte seinem Freunde eine Lebensrechnung; aber er sah sehr bald an der ersten Ein=

richtung, daß er die Rechnung ohne die junge Frau gemacht hatte. Er bath Boisen durchzugreifen. Vergebens! Er redete mit der jungen Frau erst sanft, dann derb; aber die junge Frau blieb demüthig gegen seine Vorwürfe, versprach Besserung, und nach und nach ging alles den alten Weg.

Der Teufel, Boisen, greif durch! Du bist ein Mann!" Aber Boisen legte sich an die Brust des Freundes, und gestand: er könnte nicht den Thränen, den Bitten seiner Frau widerstehen. Er schwieg endlich; denn er sah, die Frau ersparte am Tisch, was sie an den Luxus der Kleidung und der Zimmer verschwendete. Er sendete Ihnen, was seine reiche Haushaltung hervorbrachte.

„O Bruder," sagte Boisen oft erröthend — „mußte es dahin kommen, daß ich — daß du —"

„Das ist nichts, Boisen — aber daß du es dahin kommen läßt, daß du nicht Herr in deinem Hause bist, das ist's, was mich ärgert!"

Oheim Boisen blieb ruhig wie er war. — Louise, die Aller Herzen gewann, konnte den Mann nicht gewinnen. Er schenkte ihr an der dritten Hochzeitsfeyer ein theures Spinnrad von Mahagoni, voll Flachs und Luthers Haustafel. Sie erröthete, als sie das Geschenk sah. Sie ging aus dem geschmückten Zimmer in das arme Schlafzimmer. Ihr Mann traf sie in Thränen. „Ach," rief sie — „Ihr werdet mich alle noch hassen!"

Der Mann warf sich ihr zu Füßen. Aber er konnte diesesmahl ihren Schmerz nicht beruhigen. Er kaufte ihr eine theure Haube. Sie lächelte und erröthete zugleich. Er lächelte und erröthete auch. Aber der Oheim fand die junge Frau ein paar Tage darauf am Spinnrade, und die Rolle voll Garn. Er umarmte sie mit einer seltenen Lebendigkeit. — „Keine Stellung ist so schön als diese, liebe Nichte.“

Ach, das waren nur einzelne Frühlingsstunden, die durch Boisens Winterleben zogen! Die Eitelkeit, zu glänzen, wurde immer sichtbarer bey der jungen Frau, obgleich sie ihren Mann unendlich liebte. Boisen wurde immer finsterer: denn er fühlte, wie unendlich er Louisen liebte, wie unendlich reitzend sie war, wie anmuthig, wenn sie einen ihrer Wünsche erfüllt sah. Er sah ja, wie sie mit sich kämpfte, wie sie diesen Wunsch und jenen verbarg, und die Thränen dazu.

Balke selbst konnte ja der reitzenden Schmeichlerinn nicht widerstehen, wenn sie vor ihm in der einfachsten Hauskleidung erschien, selbst ihre Küche besorgte, und am Tisch dem kargen Mahl die Reitze eines Götterfestes mit ihrer leichten, scherzenden Unterhaltung gab.

„O Balke, wäre ich reich, so wäre ich der beneidenswertheste Mann!“

„Aber zum Höllenteufel, so werde reich! Laß dich anstellen! Ich wette, das versöhnt dir deinen Oheim.“

Boisen seufzte. Denn das eben wollte Louise nicht. Sie war zu stolz, ihren Mann in einem kleinen Amte zu sehen. Sobald die Rede davon war, wollte sie sich lieber auf das Allerkärglichste einschränken. Auch hielt sie acht Tage lang Wort, bis ihr Mann nicht mehr an seine Anstellung dachte. Dann kam nach und nach alles wieder in den alten Gang.

Der Oberförster, den der Oheim sehr hoch achtete, redete mit ihm darüber.

„Sie sind reich, Herr von Boisen! Mein Freund ist Ihres Bruders Sohn.“

„Sie sind nicht reich, Herr Oberförster, und mein Neffe ist Ihr Freund!“ Das war die ganze Antwort.

„Wie nehm ich dieß, Herr von Boisen?“

„Reich könnte ich die junge Frau machen; aber bessern kann sie nur, denk ich, ein hartes Schicksal. Wem gehört das Steuer auf einem Schiffe, das der Sturm hin und her schleudert? Ihm! Er klagt die Götter an, statt mit Manneshand das Steuer zu fassen. Sie schmeicheln der Schwäche Ihres Freundes. Ich erwarte die Stunde, wann Louise Mutter ist. Rettet diese große Stunde sie nicht und ihn, so sind sie verloren. — Mein Geld würde die Frau ganz verderben; und ihr feiner Geist, ihre Liebenswürdigkeit ist es werth, daß sie gerettet werde.“

Das alles sah der Oberförster wohl ein; aber

er konnte dennoch nicht anders. Er bezahlte von Zeit zu Zeit die drückenden Schulden seines Freundes. Ach! Louise war so dankbar! Sie liebte den Oberförster so zärtlich! Sie gestand so offenherzig ihre Schuld! Ihre Thränen waren so heiß! Balke ergrimmte, wenn der Oheim trocken sagte: „ja, Louise bedarf Ihrer. Wäre sie reich, so würde, was jetzt tropfenweise aus ihrer Seele hervorbricht, wie ein Strom alles zerstören.“

„Nein, das ist's nicht!“ rief Balke. „Er thut ihr Unrecht!“

Des Oberförsters Sohn war jetzt acht Jahre. Röschen hatte den heißen Wunsch, ihr Sohn sollte Prediger werden.

Röschen, Liebröschen! bist du doch eine Frau? Was geht dich des Jungens Schicksal an? Gesund soll er werden, glücklich, ein ehrlicher Mensch und ein Mann.

Geschwind fiel Röschen an Balkens Brust, und sagte mit ihrem süßen Lächeln: „Gesund soll er werden, ja; glücklich auch und ehrlich, und ein Mann wie sein Vater; aber ein Prediger kann er auch werden.“

„Nun da haben wir die Mutter Eva, wie sie leibt und lebt!“ rief er. Röschen aber rief nicht: „Da haben wir den leibhaften Vater Adam!“ Sie dachte es nicht einmahl, da ihr Mann ihr versprach, er sollte ein Prediger werden. Aber die

Mutter mußte auch zugeben, daß er aus dem väterlichen Hause auf eine Schule gebracht wurde.

Gerade um diese Zeit gebahr Louise Zwillingssöhne. Die Freude war unendlich, aber die Sorge auch. Louise, in der Begeisterung des ersten Muttergefühls, gab jede Verschwendung auf. Sie schränkte ihren Haushalt auf das Besonnenste ein. Ihr Mann und der Oberförster triumphirten. Der alte Boisen sagte nichts: er beobachtete, und auf des Oberförsters unablässiges Bitten gab er dem Neffen jährlich eine kleine Summe.

Louise blieb sparsam; aber sie wurde mürrisch. Auf der schönen Stirn hingen dunkle Wolken. Sie weinte, sie nannte sich die unglücklichste Frau auf der Erde. Wollte Boisen die geliebte Louise glücklich sehen: so mußte er eine Gesellschaft geben oder ein Prachtgeräth ins Haus schaffen.

Der Oberförster, um seines Freundes schwere Lage zu erleichtern, bath ihn um einen seiner Söhne für Röschen, die so einsam lebte. Louise gab ihm den ältesten Sohn mit Freuden.

Boisen fiel an seine Brust. „O!“ rief er weich — „ich sehe wohl, Bruder, was du willst. Es ist nicht Röschen. O nimm ihn, nimm ihn, und in deinem Hause kann er ein stärkerer Mann werden, als sein unglücklicher Vater.“

Der alte Boisen verstand sich dazu, noch eine Summe jährlich zuzuschießen. „Aber, Loui-

se," sagte er mit drohender Stimme — „verlassen Sie sich darauf, es ist das Letzte, was ich gebe!"

„O mein Gott," sagte sie mit ihrem angenehmen Wesen — „Sie sollen sehen, wie glücklich ich seyn werde."

Sie war es nicht. Sie drang darauf, in eine andre Stadt zu ziehen, wo es wohlfeiler zu leben, und die entfernter war von ihrem Oheim und dem Oberförster. Sie scheute des Oheims Vorwürfe und des Oberförsters kummervolle Blicke.

So kamen sie aus einander.

Der Oberförster und Röschen erzogen den jungen Boisen mit froher Liebe; und obgleich Röschen ihrem Manne nach zwey Jahren noch eine Tochter gab, so schien es doch fast, als umfaßte der Oberförster den kleinen Eugenius — den bedeutenden Nahmen hatte die Mutter dem Sohn gegeben — mit mehr Liebe als seine Tochter Sophie. Ach er ist der Sohn unglücklicher Aeltern und meines Freundes!

Die Mutter hatte ihre beyden Söhne zum Soldatenstande bestimmt; aber Eugenius erklärte seinen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Stand, und mit so vieler Festigkeit, daß die Mutter einwilligen mußte: er könnte beym Forstwesen einmahl seinen Weg machen. „Aber," schrieb sie ihrem Sohn — „vergiß in keinem Augenblick deines Lebens, mein Sohn, daß in deinen Adern das Blut des ältesten Fürstenhauses fließt." Der

Oberförster wollte lächeln; aber er konnte nicht. Er umarmte den Knaben und sagte: „Vergiß es in keinem Augenblicke deines Lebens, mein Sohn daß du das Ebenbild Gottes an dir trägst!“

„Was Förster?“ sagte der Knabe freudig — „ich bin dein Sohn, und Röschens Sohn, und Sophiens Bruder; und finde ich einmahl einen Freund, wie mein Vater fand — o ich weiß alles! Mein Vater hat mir auch geschrieben — so —“ er schwenkte sich ein paar Mahl um sich selbst, und fiel dann dem Vater in die Arme.

So wuchs der Knabe freundlich empor in den Armen der weichsten Liebe, und unter dem Beyspiele der männlichen Stärke und festen Redlichkeit des Oberförsters, unter der schönen Thätigkeit der Jagd und der Forsten, und unter den Spielen mit seiner Schwester Sophie.

Je älter er wurde, desto öfter kamen die Erinnerungen an das fürstliche Blut in seinen Adern von seiner Mutter, und desto nachdrücklicher suchte der Oberförster den Keim des Hochmuths, den er in der Brust des Knaben vermuthete, zu ersticken. Er that es angelegentlicher, als er vielleicht gesollt hätte. Der Knabe fing an, seinen Stolz darin zu finden, allen Rang zu verachten. Es wurde seine Lieblingsvorstellung, alles durch sich selbst zu werden, stark und fest zu werden, wie sein Erzieher, den er unbeschreiblich liebte.

Liebröschen, in der Unschuld ihrer Liebe,

ging auch weiter, als sie gesollt hätte, so gut wie ihr Mann. Sie sah mit unendlichem Vergnügen, wie groß die Einigkeit der beyden Kinder war. — Sie blickte mit Mutterliebe in die schöne Zukunft hinaus, wo Eugenius mit Sophien das göttliche Leben, das sie mit ihrem Manne führte, in dem Forsthause mit Sophien fortsetzen sollte. Ach, wie könnte eine Mutter der Tochter ihren schönsten Wunsch verschweigen! „O liebe ihn recht von Herzen, Sophie!" sagte sie dem Mädchen, das ohnehin ihn schon liebte; „denn, Sophie, es wird die Zeit kommen, da du, da er —" Sie brach ab; aber Sophie las in den glänzenden Augen ihrer Mutter, was noch fehlte, und sie erzählte mit innigem Lächeln, das fast das Lächeln der Liebe war, ihrem Spielgefährten auf einem Spaziergange, da der Knabe ihr seine Riesenplane für die Zukunft vorlegte, wieder, was die Mutter gesagt hatte, und brach lachend da ab, wo ihre Mutter abgebrochen hatte, um zu sehen, ob Eugenius so gut rathen könnte, wie sie.

Er rieth eben so gut, und sagte: „Ja, wenn ich dann wieder komme, Sophie! nicht?"

Wie zwey stille Bäche unter Blumen lange neben einander herfließen, bis sie sanft sich mischen, so floß das Leben der beyden Kinder neben einander sanft her im Spiel und unschuldiger Liebe.

Eben darum fürchtete der Oberförster nichts. Sie sind Schwester und Bruder. Er freute sich,

daß Liebröschen dieses Mahl nichts anders dabey dachte. Und da sie zum ersten Mahle den schönen Gedanken anstieß, sagte er: „Es würde mich glücklich machen, Liebröschen. Aber ich bitte dich, irre die unschuldigen Herzen nicht! denn dächte er oder sie so etwas: sie müßten sogleich aus einander."

Hu! wie roth wurde Liebröschen!

So lief Jahr an Jahr weg. Der Oberförster hatte Recht. Die jungen Leute waren nichts als Bruder und Schwester. Nur das innigste Vertrauen hätte sie vereinigt, wenn nicht der Mutter abgebrochene Worte ihrer Phantasie ein Bild vorgelegt hätten, was so schön war, und was ihre Herzen nicht beunruhigte, sondern beseligte.

Da aber riß das gewaltige Geschick ihre Herzen aus einander, und so gewaltsam, daß es sie auf immer vereinigte.

Eine unermeßlich reiche Frau von Anthing verlor ihre beyden Söhne kurz hinter einander. Der Schmerz tödtete sie, und Louise war ihre einzige Erbinn.

Eben in dem Augenblicke, da ihr Sohn Geld von ihr verlangte, was sie nicht hatte, kam ein Brief mit der Anzeige von dem Tode ihrer Tante, und daß sie Erbinn war.

Louisens Auge leuchtete; obgleich sie gar nicht wußte, wie reich die Tante, die sich nie um die arme Nichte bekümmert hatte, eigentlich war.

Sie antwortete, und nun erhielt sie erst Auskunft über die Erbschaft.

Mit triumphirenden Blicken flog sie in ihres Mannes Arme, und rief lautjauchzend: „Nun, nun, liebster Boisen, wollen wir glücklich seyn! O Gott Lob, daß ich nun nicht länger abhängig bin von den Vorwürfen deines harten Oheims, und von den Wohlthaten eines Försters!"

„Försters? Ja! aber eines Menschen, dem ich das Leben verdanke, der meinen Sohn achtzehn Jahre lang ernährt hat, der — Schrecklich, Louise, daß das Wort „Förster" das erste Wort war, was von deinen Lippen fiel."

„Nun Oberförster denn! Aber viel besser ist er auch nicht. Wir zahlen, was wir ihm schuldig sind, zahlen mit Zinsen, und dann —"

„Frau!" rief der Mann mit funkelnden Augen — „wie hoch schätzest du mein Leben und seine Liebe, und meines Sohnes Tugenden, die er hier nicht erworben hätte? Wie hoch? sprich! O Louise! Louise! Wir sind recht unglücklich gewesen. Laß uns nicht noch unglücklicher werden!"

Sie lächelte, sie nahm ihn in ihre Arme, sie hatte Thränen in den Augen. „O nimm doch ein Wort nicht so hoch, lieber Boisen!"

Sie hüpfte, eine Opernarie laut singend, aus seinen Armen, um Anstalt zu dem glücklichen Leben zu treffen, das sie führen wollte.

Es wurden große Summen aufgeopfert, um

nur sogleich Equipage, eine Jungfer, Bedienten, für ihren Sohn zwey Reitpferde, für ihre Tochter den prächtigsten Putz, und für die wenigen Tage, die sie hier noch bleiben wollte, ein großes, reich möblirtes Haus zu haben.

Boisen lächelte! aber mit finsterm Bedauren sah er, daß seine Frau mitten unter ihren Verschwendungen einen Geitz zeigte, von dem er sonst keinen Zug in ihrem Gemüthe gewahr geworden war, obgleich sein Oheim es oft mit finsterer Stirn angedeutet hatte.

Sie feilschte mit allen Handwerkern, mit denen sie jetzt zu thun hatte.

Sie wurde so mißtrauisch gegen ihren Consulenten, den sie in dem Wohnort ihrer Tante angenommen hatte, daß sie früher abreiste, als sie ihr Haus bewohnen konnte. Sie war hochmüthig gegen ihre Leute geworden, und auffahrend, und sie verbarg sogar ihrem Manne — er erstarrte, da er es merkte — den Zustand ihres Vermögens.

In dem Hause ihrer Tante ging sie mit habsüchtigen Blicken umher, zeichnete alles auf, was sie fand, forschte, ob nichts veruntreuet seyn konnte; und, obgleich der Reichthum, den sie fand, alle ihre Hoffnungen weit übertraf, so hatte sie doch in den ersten acht Tagen mehr Verdruß gehabt, als in so viel Jahren vorher.

„Ja, Louise,“ sagte Boisen — „wir sind recht glücklich geworden!“

Sie sah ihn lange starr an. Dann fiel sie schluchzend in seine Arme, und rief überwallend in Liebe: „O verzeihe mir, Boisen! Der endlich erreichte Wunsch meines Lebens, unsre Kinder, uns selbst empor steigen zu sehen, verwirrt mich. O gewiß, wir wollen glücklich seyn!“

„O liebste Louise, wenn nur mein Oheim nicht Recht hat, der immer prophezeihte. —“

„Dein Oheim ist ein Geitzhals, dem es an dem gerechten Ehrgeitze seines Standes fehlt. Gib Acht, wie geschmeidig er nun seyn wird! Ich würde ihn verachten, wenn nicht sein Vermögen unsern Kindern gehörte.“

„O Gott! hast du noch nicht genug? O du arme, arme Frau!“

Ach, sie war arm; denn alle Freuden ihres Lebens verschwanden unter den zählenden Händen, und unter den Festen, die sie gab. Sie liebte ihren Mann, und sie sah, wie bekümmert er sich immer mehr in die Einsamkeit zurückzog.

Sie schrieb ihrem Sohn beym Oberförster mit stolzen triumphirenden Worten ihr Glück, und befahl ihm, sogleich nach seiner Aeltern Hause zurückzukehren. Sie hatte ihm eine große Summe Geld beygelegt, mit dem Auftrage, dem Oberförster das Kostgeld für die achtzehn Jahre zu bezahlen. „Denn diesem Manne,“ setzte sie hinzu — „dürfen wir nicht einen Heller schuldig bleiben!“ Zugleich kündigte sie dem Sohne die glänzende Lauf-

bahn an, wozu sie ihn bestimmt hatte, als den ältesten Sohn ihres Hauses. „Kein Haus in der Monarchie,“ schrieb sie — „auch nicht das glänzendste, wird dir eine Tochter versagen. Ich danke Gott, daß ich euch alle glücklich machen kann.“

Eugenius steckte den Brief ein, und ging in den Forst, zu überlegen. Der ganze Brief hatte sein Herz empfindlich berührt. „Wie?“ rief er — „ich soll emporschießen, wie dieser verächtliche Pilz“ — er zertrat ihn — „von einem Haufen Goldes genährt? Wie? und meine Mutter wagt es, einen stolzen Blick auf den edlen Mann zu werfen, der meines Vaters Freund ist? der seines Lebens Retter war? der — o der in keiner Noth ihn verließ? Wagt es — o du gütiger Himmel! seine Freundschaft mit Geld bezahlen zu wollen? Wagt es, o kindliche Liebe, halte mein Herz fest! wagt es, mir Ehre anzubiethen, die ich mit Geld erkaufen muß? O wenn du ungerecht bist gegen den Edelsten aller Menschen: so bin ich es nicht! so will ich meines Vaters Schulden bezahlen! Wohlan! Wie? o Himmel und Erde! der Geitz, der rasende Hochmuth soll über meine Hand, über mein Herz gebiethen? nicht ich selbst? Ich sollte mich dem Golde zum Sclaven verkaufen? Und diese Schande kann die Mutter dem Sohne biethen? O Himmel! Himmel und Erde!“

So sprach er, und drang immer tiefer in den dunklen Forst, und schaute hinaus in die noch dunk-

lere Zukunft, und es wurde ihm immer widriger, das glänzende Bild, das seine Mutter ihm in ihrem Briefe gemahlt hatte. Und immer heller trat vor seine Seele das Bild seines jetzigen Lebens, der edle Vater, den die ganze Gegend anbethete, Liebröschen mit ihrer Liebe gegen alles, alles! und ihr schönes Bild, Sophie. Ach, seine Kindheit hing ihren magischen Schleyer der Schönheit über sie; und ihre Jugend, und ihre Liebe, und ihre Unschuld gaben dem rührenden Bilde des Mädchens lauter himmlische Reitze. Er fühlte, er durfte sich nicht trennen von dieser Familie. Er war mit seinem ganzen Herzen hinein gewachsen in die ihrigen, wie zwey junge Baumstämme, die in einander verwachsen sind, und von einem Lebenssafte ernährt werden. —

Er lächelte. Er fragte sich selbst: „Was will ich denn?" Noch diesen Morgen hatte ihm der Oberförster gesagt: „Ein Mann muß wissen, was er will, und dann fest dazu stehen!" Das fiel ihm jetzt ein. „Was ich will?" rief er — „Euer Sohn seyn! das will ich. Euer bleiben, so lange ich lebe! das will ich! das will ich, beym hohen Himmel!" rief er, und breitete beyde Arme gen Himmel auf.

In diesem Augenblick rief ihn Sophiens Stimme durch den Wald her aus der Ferne: „Genius!" So hatte man seinen Nahmen geändert.

Er antwortete. „Kommst du, Liebe?“ sagte er. „Dich bringt dein und mein Genius zu diesem Augenblick, wo mein Schicksal entschieden werden muß! soll!“

Sie flog daher bald im hellen Sonnenschein, bald dunkel von dem dunkeln Schatten der Eichen. Keichend sagte sie: „Wie habe ich dich heute auch suchen müssen! Nein, fühle einmahl, wie mir das Herz schlägt!“

„Schlägt dir das Herz, mir schlägt es auch!“

„Hast du mich auch gesucht?“

„Und gefunden.“

„Ja, ich dich!“

„Du mich, ich dich,“ sagte er, ein wenig feyerlich. „Höre, Sophie,“ fuhr er fort — „setze dich einmahl zu mir. Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Sie setzte sich zu ihm, schlug die Arme über einander, und sah ihn lächelnd an: „Nun sag das Wichtige, mein Genius!“

„Daß ich dich liebe, weißt du längst.“

„O ja, aber ich weiß auch, daß du mich nicht recht sehr liebst, wie — ja, wie sag' ich nun? Sieh, da läufst du hinein in den Forst, immer hinein. Ich muß dir nach; wann kämest du mir nach? Deine Liebe ist wie der blaue, heitere Himmel; immer eins, immer dasselbe.“

„Soll sie nicht so seyn?“

„O ja! aber meine Liebe ist wie die Nacht

mit ihren schimmernden Sternen, und dem sanften Monde, und der Morgen= und Abendröthe, und" — sie nickte mit dem Kopfe — „mit den fallenden Thautropfen, du! die ich manchmahl um dich vergieße — und mit ihren Träumen und stillem Nachdenken, und so wunderbaren Wünschen, und dem einsamen Nachtigallenliede. Aber so sag doch das Wichtige, Genius."

Er sah ihr ernst in das Auge. „Sieh, Sophie, ich habe heute meine ganze Zukunft durchschaut, und wenn du Ja sagst, so stehen in ihr ein blauer Himmel, Morgenröthen, Regenbogen, die ewigen Sterne des Glücks, der sanfte Mond, und das Lied der liebenden Nachtigall. Sagst du aber Nein —"

„Ich sage Ja und Amen! Genius, hier ist meine Hand, was es ist, was es auch ist!"

„Bist du mein?"

„Was antwort' ich darauf?" fragte sie lächelnd. „Du weißt ja, wie sehr ich dein bin."

„Das mein' ich nicht, ob du mein bist, wie die Schwester dem Bruder. Ob du mein bist, wie deine Mutter dem Vater?"

„Wie du auch heute bist, als wolltest du auf immer scheiden!"

„Darum sprich, ob du mein bist auf Zeit und Ewigkeit? ob du dich scheiden willst von allem, vom Glück, vom Leben, von Vater und Mutter, um einzig mein zu seyn?"

„Siehst du, so machst du es!“ Sie vergoß die Thautropfen der Liebe um ihn. „Wenn ich nun so fragte?“

„So sagte ich: ich bin dein im Leben und Tode, Sophie! so gäbe ich dir meine Hand, und mit dem Handschlage verlobte ich auch dir mein Herz, meine Treue, meine Liebe, und hätte nicht Aeltern mehr, nicht Bruder, nicht Schwester, und hätte nur dich auf der Welt, der ich treu wäre, an die ich dächte, mit der ich alles verließe, liebe Sophie!“

„O habe ich denn je etwas anders gehabt, als dich?“

„So sprich es aus, ich bin dein! Und lege deine Hand in meine!“

„Ich bin dein!“ sagte sie lächelnd, und legte ihre Hand in seine. „Aber was hast du denn?“

„Morgen geh ich von hier.“ Da erblaßte das lächelnde Mädchen. Sie faßte seine beyden Hände. „Morgen? wohin denn?“

Zu Hause. Meine Mutter ist reich geworden, Sieh, ich will es auch seyn, Sophie, damit ich von ihrem Gelde nicht zu betteln habe. O Sophie, lächeln sollst du, weil ich nun dein bin, weil du mein bist! Meine Mutter will mein Herz von deinem reißen. Darum will ich mein Herz an deines legen, fest und unzerreißlich. Nun haben wir den stillen Bund geschlossen, den Niemand wissen soll, als wir Beyde, und der Himmel über

uns, und die Nacht mit den glänzenden Sternen, und meine Liebe ist die Sonne am blauen Himmel die immer leuchtet, und deine der sanfte Mond in der Nacht."

„Und meine Mutter muß es wissen," setzte sie hinzu.

„Niemand auf der Erde, als ich und du. Ich kenne deinen Vater. „Geh, laß sie, Eugenius," wird er sagen, und ich sehe dich nicht wieder."

„Das wird er nicht sagen."

„So lange ich arm war. Aber jetzt bin ich reich. Ich bin der Herr von Boisen, in dessen Adern edler Fürsten Blut rollt. Das wird meine Mutter sagen. Dein Vater wird sagen: sie hat Recht, und ich darf dich nicht wiedersehen. Ich darf nicht, wenn dein Vater mir sagt: du darfst nicht!"

„O was räthst du mir, lieber Eugenius?" fragte Sophie in himmlischer Unschuld, das klare Auge voll Thränen auf seines geheftet. Die Frage verwirrte ihn. Er antwortete lange nicht. „Frage deine Liebe, Sophie! Denn hast du ja gesagt, so bist du mein; und brichst du dein Wort, Sophie, so grabe nur mein Grab!"

„Ich bin dein! Ewig dein! Hier ist meine Hand; über meine Lippen soll nicht ein Wort kommen! Sage mir, was ich soll! Das Schwerste kann ich. Fodre, ich will es thun."

„Nun sind wir eins, Sophie! Ein Engel

hat meinen und deinen Schwur gen Himmel getragen, hörst du?"

„Und hätte ihn kein Engel gehört, so will ich ihn doch halten, deinetwillen."

„So höre! Wir sind nun eins, und in meiner Seele darf von jetzt an kein Gedanke seyn, den du nicht weißt."

Er zog den Brief seiner Mutter hervor. Er las ihn ihr langsam vor.

„Warum bleibst du nicht bey uns?"

„Weil ich gehorchen muß; denn sie ist meine Mutter."

„Mußt du gehorchen: wie willst du deinen Schwur halten?"

„Ein Mann muß wissen, was er will. Ich will nicht verkauft seyn, Sophie! Mich soll nichts, nichts von Euch trennen. Ich bin Euer, ich bin der Sohn deines Vaters. Meinst du, ich bin blind, taub, ohne Sinne? Es ist schrecklich. Die Mutter gab mich einem Fremden; der Fremde wurde mein Vater, deine Mutter wurde meine Mutter, und du wurdest mein — Alles. Meine Liebe warf sie weg; und jetzt — jetzt — Ich muß gehen, Liebe! Aber dein mußt' ich seyn, dein!"

„Das Geld darfst du dem Vater nicht biethen!"

„O gewiß nicht! Ihr hartes Herz both es ihm. Aber siehst du, daß du mein bist; dir konnte ich es sagen; deinem Vater nicht. Nun sieh, meine Sophie! da ich nicht weiß, wie es mir gehen

wird; da ich nicht weiß, ob ich je wieder hierher darf —"

„Hierher?"

„Hierher! Meinst du, dein Vater würde einwilligen, daß du mein wärst?"

„Sie sah ihn ängstlich an.

„Hoffe du nicht. Und Sophie, könntest du ohne mich glücklich seyn? Ich frage dich.

„Nein, o nein!"

„Siehst du nun! Darum müssen wir zusammenhalten. Und darum kann es seyn, daß ich nicht wieder hierher dürfte. Ich will dir ein Zeichen geben, wenn ich hier bin. Gib mir das rothe Band von deinem Hute." Sie band es ämsig ab.

„Wenn du dieses Band an deinem Kammerfenster gebunden siehst, so bin ich unter dieser Eiche. Hie r findest du mich. Bist du mein?"

Sie fiel an seine Brust zum ersten Mahle in einem schönern Gefühle, als sonst. Er küßte die rothe Wange.

Nun stand er auf. „Was auch vorgeht, Sophie, was sie dir auch von mir sagen, glaube nichts, als daß ich dir treu bin! Blau ist die Farbe der Treue, und du sagtest ja: meine Liebe wäre wie der blaue Himmel. O Sophie, ich gebe dir meine Zukunft in die Hände; verwahre sie in deinem Herzen! Und nun bitte ich dich, lächle, wenn ich morgen gehe. Ich komme ja wieder, So-

phie! Niemand soll unsre Liebe wissen, als ich und du, und der treue Himmel!"

Sie standen lange in einer süßen Umarmung. Ihre Herzen pochten zum ersten Mahle in einer süßen Unruhe. Die Liebe zog siegend in ihre Herzen ein, und wohnte innig neben der unbefleckten Unschuld in der Seele.

Eugenius suchte den Oberförster auf. „Ich habe einen Brief von meiner Mutter, Vater! Sie hat von ihrer Tante einen unermeßlichen Reichthum geerbt."

Die Stirn des Oberförsters runzelte sich. Denn das Wort Reichthum warf alle seine schönen Hoffnungen für die Zukunft auseinander. „Hm! was sagst du dazu, Eugenius?

„Nichts, gar nichts. Ich war glücklich. Denn ich muß zu Hause."

„Schreibt sie das?"

„Ja."

„Es hat dich unruhig gemacht?"

„Weil ich hir so ruhig, so glücklich war."

„Reichseyn ist ein Glück."

„Wenn ich den Reichthum beherrsche."

„Das ist gut, Kind. Denke nur so!"

„So hast du mich gelehrt, Vater! Doch bin ich unruhig."

„Wovor?"

„Ach! — Gib mir deinen Segen mit, Vater!"

„Du hast ihn! Thue alles, was deine Mutter von dir fordert. Es ist eine Mutter, ob du sie gleich nicht kennst.“

„Alles?“

„Eine Mutter fordert nichts was ein Sohn nicht bewilligen dürfte.“

„Ein Sohn wird nicht abschlagen, was er geben darf.“

„So sind wir Eins.“

„Wir sinds gewiß, Vater! Wenn sie forderte ich sollte dich vergessen, meine Mutter hier, meine Schwester?“

„Fodert sie das?“

„Sie legt einen hohen Werth auf die Geburt.“

„Weil sie Werth hat.“

„Aber nicht den höchsten.“

„Nachgeben ist eine große Tugend, mein Sohn!“

„Aber nicht hingeben, was die Ehre zu erhalten befiehlt.“

„Kann ich den Brief sehen?“

„Nein! Aber gib mir einen bessern Segen mit, Vater!“

Der Oberförster wurde weich. Er sagte: „sey ein guter Sohn, wie du mein guter Sohn warst.“

„Dein Sohn muß ich bleiben, Vater, und darum werde ich meiner Mutter ein guter Sohn seyn.“

„Darum nicht.“

„Bey Gott! Darum! Denn ich kenne meine Mutter nicht. Ist es meine Schuld, daß sie mir eine Fremde ist?“

„Mein Sohn, leg in der letzten Stunde keinen Schmerz auf meine Brust.“

„O nein, nicht ich,“ rief er, und fiel zu seinen Füßen — „Vater gib mir deinen Segen!“

„So nimm ihn. Fülle der Fremden Herz mit Mutterliebe. Du lagst unter ihrem Herzen, reiße an dem Herzen, bis es dein ist!“

„Und wenn es mich dann zum zweyten Mahle verstößt?“

„O Herr des Himmels! — So liebe sie desto mehr! Sey dir selbst treu!“

„Da habe ich deinen Segen, Vater!“

„Er bedeutet nichts anders, liebes Kind!“

„Gewiß nicht! O gewiß nicht! Kannst du je aufhören, mich zu lieben?“

„Nein! Nein, mein Eugenius!“

„Welch ein Mensch müßte ich seyn, wenn ich es könnte! Meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester werde ich zurücksehend segnen, so lange ich athme. Diese theuern Nahmen werden von zitternden, von bethenden Lippen fließen. O, kann ich davor, wenn ich dort ankomme, daß ich fragen muß, wer ist mein Vater, wer meine Mutter?“

„Kind, du hast etwas Gefährliches vor.“

„Mein Vater, ich klage nur, daß es lange dau-

ern wird, ehe sie den Sohn in mir lieben werden. Wie leicht könnten sie den Fremden hassen, ehe sie den Sohn liebten, der sich unter ihnen eindrängt. Ach, und wenn ich immer der Fremde bliebe; wenn Haß statt Liebe —"

„So komme zu mir zurück."

„Vater, das war der Segen, den ich wollte."

„War es nur der: o so bitte ich dich, wenn sie dich liebten, so kehre doch zurück. Nein, so werden sie dich nicht lieben als wir."

Eugenius schaute ihn hell an. Er fiel begeistert in seine Arme. Der Oberförster zog ihn mit sich zu Hause.

Er warf sogleich seinen Blick auf Sophien; aber Sophie, der Bitte des Geliebten eingedenk, verrieth sich nicht, obgleich die Wange röther glühete, und in den hellen Augen eine schönere Flamme brannte als sonst.

Sie lächelte wie gewöhnlich. Der Vater schloß daraus, sie wüßte noch nichts.

Da machte er das Geheimniß bekannt.

Liebröschen erschrack, und sie warf ihren Blick auf Sophien, auf deren Wangen sie eine Todtenblässe erwarten; aber Sophie hörte die Erzählung von Eugenius Abreise ziemlich ruhig an.

Am Abend gab der Vater ein kleines häusliches Fest. Am andern Morgen ging Sophie mit dem Geliebten, noch einmahl alle ihre Leblingsstellen zu besuchen.

Unten im Mühlthale, in dem feyerlichen Dunkel der am Berg heraufsteigenden Eichen, am Rande des rauschenden Bachs, wo sie tausendmahl gesessen hatten, nahmen sie Abschied. Sie gab dem Geliebten einen Ring von ihrem Haar, den sie die Nacht durch für ihn geflochten hatte. Er gab ihr nichts als den Handschlag des treuen Mannes; aber der Glanz eines lodernden Feuers flammte auf Sophiens Wange, da er sie zum ersten Mahl Braut nannte. Das Wort drang wie ein heißer Pfeil durch ihre Seele, wurde in ihren Augen zu Thränen, auf ihrer Wange zu Purpur, in ihrem Herzen zu einer süßen Beklemmung, und in ihrer Seele zu einem heiligen Altar, an dem sie ewige Treue gelobte. Ihre zitternde Hand faßte seine, und drückte sie auf das beklemmte Herz. Aber ihre Lippe, die sonst so vertraut war, konnte das Wort, was ihre Seele dachte, nicht aussprechen. Eine höhere Röthe, heißere Thränen und eine süße Unruhe deuteten es nur an. Eugenius war ihr in dem Augenblicke fremder geworden, das Auge senkte sich zum esten Mahl vor ihm, die Hand, die seine drückte, zitterte. Die Lippe hauchte ganz andre Töne auf den Nahmen Eugenius, und ein im tiefen Gram brechendes Herz versiegelte ihre Liebe und den Abschied.

Eugenius ging; aber immer fester entschlossen, den Segen seines Vaters zu bewahren, sich selbst treu zu bleiben. Ohne daß jemand ihm

ein Wort von seiner Mutter gesagt hatte, wußte er dennoch sehr viel von ihr. Er hatte den Oberförster einmahl mit dem alten Boisen von einer Frau reden hören, und er errieth, es war seine Mutter, und ihr Brief gab ihm das Licht, was ihm fehlte. Es war seine erste Reise in eine so beträchtliche Ferne, und eben darum machte er sie zu Fuß, in Begleitung eines schönen Jagdhundes, den er selbst erzogen hatte. Er kam Abends in der Stadt an, in der seine Aeltern wohnten. Es war spät am Abend. Man zeigte ihm ein erleuchtetes großes Haus als das väterliche. Er trat mit einem Schauer, und dennoch mit einem geheimen Vergnügen hinein.

Ein junger Offizier begegnete ihm, und fragte nach seinem Begehren.

„Mein Bruder! O mein Bruder!" rief Eugenius. Er erkannte ihn am Gesichte, was seinem eigenen unbeschreiblich ähnlich war, und der junge Offizier führte ihn zu seiner Mutter ins Zimmer. „Hier bringe ich ihnen meinen Bruder!"

Der Vater schloß ihn lautschluchzend in seine Arme, seine Schwester, in Sophiens Alter stürzte mit einem lauten Freudengeschrey in seine Arme. Er fiel von einer Umarmung in die Andre. Die Mutter hielt ihn lange an ihrer Brust mit lautem Weinen fest.

„O du mein verstoßener Sohn!" rief sie einmahl über das andere. „So habe ich dich wie-

der! O so lebst du doch nun endlich wieder unter Menschen, vor denen du nicht erröthen darfst!"

„O Louise, ich bitte dich, bring ihn doch nicht hier in der esten Minute zum Erröthen! Was macht mein edler Freund, mein Sohn? Dein Pflegevater?"

Eugenius stand mit finstern Blicken unter ihnen. Er sah ihre Thränen wohl, aber er hatte keine.

In dem Augenblicke aber rollten die Wagen vor. Die Mutter hatte nur noch Zeit zu fragen: „wo ist dein Koffer, Eugen? Zieh dich an! Ich will dich der Gesellschaft vorstellen."

„Ich habe die Reise zu Fuß gemacht." Er bath, man möchte ihm heute Ruhe vergönnen.

Ein Zimmer wurde ihm angewiesen. Seine Schwester stahl sich, so oft sie konnte, aus dem Gesellschaftssaale zu ihm. Sie umfing ihn mit schöner schwesterlicher Liebe. Aber in ihren feurigen Liebkosungen war etwas Geheimnißvolles; ein Zug von leisem Kummer. Der Vater kam. Er mußte ihm von dem Oberförster und seiner Familie erzählen, und Eugenius erzählte mit einer warmen Begeisterung von seinem glücklichen Leben dort.

„Ach Vater," sagte die Tochter — „wie wollen wir ihm hier ersetzen, was er dort hat aufopfern müssen!"

„Wir wollen ihn lieben, wie sie ihn dort geliebt haben."

Am andern Morgen wurden Schneider in Bewegung gesetzt, den jungen Menschen umzugestalten.

Die Mutter betrachtete den Sohn mit einem recht mütterlichen Triumphe. Sie freuete sich besonders über seine Aehnlichkeit mit seinem Bruder.

Sie waren sich ähnlich in allen Zügen. Jeder hätte die Brüder erkannt. Aber Alexanders Gesichtszüge waren alle scharf geschnitten. Die hohe Stirn stand mehr vorüber dem Auge, das nur von Zeit zu Zeit Blitze schoß. Die Nase war gebogener, der Mund feiner und spöttisch lächelnd. Die Wange hatte keine andre Röthe, als welche die fest angezogene Binde dem Gesichte gab.

„Gut!“ sagte Alexander — „so bedarf ich keines Spiegels mehr, wenn Eugen mir so ähnlich ist.“

„O ja,“ sagte Rosamunde — so hieß die Schwester — „gewisse Kleinigkeiten abgerechnet. Sein Auge ist ein reiner Himmel, deins eine dunkle Wolke, aus der Blitze schießen. Die Morgenrosen auf seinen Wangen hat die Natur und die Gesundheit wachsen lassen, deine Wange brennt von Feuer, ich möchte wissen, von welchem? Er lächelt wie du, weil er liebt; du lächelst wie er, weil du hassest.“

„Glaube ihr nicht, Eugen; sie wird dich auch quälen,“ sagte lachend Alexander.

„Ich glaube ihr nicht,“ antwortete Eugenius, finster auf seine Schwester hinblickend.

Sie liebten sich hier alle, sah er wohl; aber es war eine andre Liebe, als die im Forsthause.

„Ein wenig gesalzen,“ sagte Rosamunde — „damit sie sich hält. Wir lassen sie hier festfrieren, Eugen, damit wir sie, wie die Russen ihre Lebensmittel, wieder frisch zu Markte bringen können. O du armer Landmann, du sollst hier noch viel lernen, in unserm Vexierleben, indem der arme Witz jede Rolle spielen muß, und das Herz den stummen Statisten macht. Wir geben hier der Liebe, wie dem Golde, einen Zusatz von schlechtem Metall, damit sie nicht zu weich sey und zu blaß.“

Die Mutter lächelte stolz über den Witz ihrer Tochter; aber Eugenius sah an den dunkeln Blicken, daß dieser Witz die letzte Wehre eines heimlichen Schmerzes war. Er fing sie an zu lieben.

Nun fragte die Mutter ihren Sohn, ob er dem Oberförster das Geld bezahlt hatte.

„Nein! diese Schuld ist mein. Die trage ich ab, liebe Mutter! Sie ist bezahlt.“

„Wie denn?“

„Mit dem armen Worte: Vater!“

„O Bruder Alexander, könntest du deine Schulden so abbezahlen! Was meinst du? Aber hättest du alles Geld der Erde: das arme Wort: Vater, würde dir dennoch fehlen.“

Hier warf der Vater einen trüben Blick gen Himmel.

„Kassandra! sagte Alexander — „denk an dich selbst!“ Rosamunde warf einen finstern Blick auf den Boden, und verließ das Zimmer. Ach, wie sehnte sich Eugenius hinaus aus diesen stechenden Flammen an die sanfte Wärme der Liebe im Forsthause! Aber er hatte sich vorgesetzt, zu bleiben.

Der Mutter Auge ruhte lange auf dem Gesichte des Sohnes. Sie wollte erforschen, wie weit er für ihre Plane von dem bürgerlichen Oberförster verdorben wäre. Sie sah noch nichts, als daß ihm das Leben hier anfangs nicht gefallen würde. Aber sie rechnete auf den Reitz der großen Welt, und schwieg.

Der junge Landmann wurde eingeführt, und Alexander prophezeihte sogleich, daß sein Bruder nie für die Welt taugen würde.

Die Mutter bath ihren Eugen, ein ander Mahl mehr zu reden, und, was er sagte, nicht so heftig zu behaupten. „Es ist ja, lieber Sohn, in der Gesellschaft gar nicht um Wahrheit zu thun.“

„Gar nicht, Bruder,“ fiel Rosamunde ein — „weder um Wahrheit, oder sonst etwas, was du mit deinen blitzenden Augen, mit der begeisterten Stimme und mit deiner tragischen Action verfichst, sondern um Gesellschaft allein ist es in

der Gesellschaft zu thun. Man könnte ganz stumm seyn, es wäre eben so viel. Und willst du reden, Bruder, da du dir das auf dem Lande angewöhnt hast: so mache deine Satyren, denn das ist die Münze der Gesellschaft, wie die stachlichen Rosenäpfel, in Zucker ein, und sage sie kalt, leise, lächelnd, ohne deine Hände, wie ein Prophet, zum Himmel zu heben, her. Sieh deinen Bruder Alexander; eine Welt wird er nicht erobern, aber eine Gesellschaft gewiß. Er kann eine Tugend zerstören ohne Leidenschaft, bloß um nachher in einer Gesellschaft sein eigener Herold zu seyn, um seinen Sieg auszurufen, ohne Leidenschaft."

„Ich bite dich, Schwester, rede nicht so!" rief Eugen mit Leidenschaft. Alexander lächelte nur.

O wie sehnte er sich auch von der Schwester weg nach dem Forsthause!

Aber den ersten Augenblick, den er mit Rosamunden allein war, ergriff er mit Heftigkeit. Er fragte sie, sie stark in seine Arme drückend: was ist dir, Rosamunde? ein Schmerz arbeitet in deinem Herzen."

Sie wehrte seine Heftigkeit ab. „Was mir ist?" fragte sie — „guter Freund, das Herz will dem Kopfe nicht zustimmen. Es gibt Augenblicke, wo ich verzweifeln möchte, um das alberne Spiel zu endigen. Frage nicht wieder! denn ich will nicht antworten."

„Du sollst antworten, wenn du mich liebst.“

„Liebe ich dich denn?“ fragte sie bitter. — „Doch ja, ich will dir antworten. Im Maymond der heiligen Jugend fiel ein Rosenblatt der Liebe an eine reine Brust, aber zwischen die Brillantblume des Ranges. Es verwelkte dort, und es blieb nichts übrig, als die kalten glänzenden Steine.“

„Rosamunde, deine Mutter —“

Sie schüttelte heftig den Kopf, und aus ihren Augen spritzten Thränen. „Ich selbst!“ sagte sie, und ging schnell in ihr Zimmer. Aber er folgte ihr. Sie saß an ihrem Claviere, und spielte eine einfache rührende Melodie. Er beugte seine Stirn auf ihre Schulter, und sie fühlte seine heißen Thränen auf ihre Brust herabrinnen. „Ich bitte dich, Eugen, erinnre mich nicht zu sehr; auf diesen Tönen erklingt ohnehin eine ferne geliebte Stimme, und höre ich sie, so möchte ich dennoch sagen: o meine Mutter! Es gab einen Moment, wo ich glücklich war! Und ist das nicht genug? Ich bitte dich, laß das gut seyn. Es ist ja vorbey! Geh, damit ich dich nicht hassen muß!“

Er ging, und fragte seinen Bruder „Pah!“ sagte der lachend — „die erste Liebe des jungen Herzens zittert lange nach. Das wird sich geben. Das Herz kömpft mit dem Kopfe, der Kopf siegt. Da hast du das Spiel des Lebens. Ein jeder sehe dahin, daß der Kopf nicht siegt, wenn es zu spät

ist. Bruder Landmann, ich möchte dir wohl rathen, diesen Streit bald zu endigen. Es ist gut, wenn man frey ist."

„Was nennst du frey?"

Er lachte.

„Du lachst?

„Ja, und das eben nenne ich frey."

O wie sehnte er sich nach dem Forsthause!

Wie viel mehr sehnte er sich, da in seinem Hause ein Herr von Zweigen erschien, den die Mutter ihm, als den künftigen Verlobten seiner Schwester, leise ankündigte. Er war eine große, breitschultrige, viereckte Gestalt, auf deren Scheitel statt Haar Puder lag, mit einem todten, ausgebrannten Auge, glatten trocknen Lippen, die nicht trockner waren als sein Herz. Diese blaßen Wangen hatten geblüht, sah man, die Jahre hatten ihnen die Rosen nicht genommen, sondern die Sünde. Er war dreyßig Jahre alt, sagte er; sein Taufschein setzte fünf Jahre hinzu. Er war in England, in Paris, in Italien gewesen. Er war in Windsor der königlichen Familie und den erhabenen Kartons Raphaels vorgestellt worden; aber er redete von beyden nicht, so hochmüthig und so ein großer Kunstkenner er auch war, sondern mit Entzücken von den room of beanties. — „Ich wünschte," sagte hier Rosamunde — „Sie hätten an Carls des Zweyten Hofe gelebt. Keine Röthe wies auf seinem Gesichte nach, ob er

den Vorwurf oder den Wunsch des Mädchens empfunden hatte. Er sagte alles, was er sagte, ohne Accent, Satyren und Kunsturtheile, als hätte er sie auswendig gelernt, was Eugen auch meinte. „Er hat Geist, beydes zu kennen,“ antwortete Rosamunde — „aber kein Herz, es zu fühlen. Er ist nicht einmahl gut genug, um boshaft zu seyn.“

Eugen erstarrte vor dem Urtheil seiner Schwester über — ihren Verlobten. Und doch fand er hernach, sie hatte Recht.

Er bekümmerte sich um keinen Menschen. Was er wünschte, verschaffte ihm sein Reichthum. Er that niemanden wehe, wenn sein Weg keinen fremden durchkreuzte; dann that er ungern und so wenig als möglich wehe. Er bedurfte der Freundschaft nicht, nicht einmahl ihres Scheins, nur der Gesellschaft. Er bedurfte der Liebe nicht. Er haßte sogar ihren Schein, weil er ihn für Täuschung oder Betrug hielt. Er, er hatte nur Sinne. Tugend, Religion waren für ihn nur die Hemmketten, die der Staat dem Pöbel anlegte. In seinem Stande that der Anstand und die Ehre dasselbe.

Er war bekannt dafür, daß sich mit ihm vortrefflich leben ließ. Man pries Rosamunden glücklich, daß sie das Interesse dieses Mannes hätte auf sich ziehen können. Denn Liebe fühlte er nicht, nicht einmahl die Liebe für ihren Reitz, für

ihre Tugend. Der Reitz ihrer Satyre hatte ihn angezogen, die Feinheit ihrer Sitten, die rasche Gegenwart ihres Geistes. Er dachte kalt dann: Rosamunde wird mein Haus zu einem Aufenthalt der Freude und des Vergnügens machen.

Am Hofe lebte er nur im Winter ein paar Monathe, so gern man ihn immer gehabt hatte. Freyheit war seine Göttinn, und Alexander, der ihn bewunderte, sagte es ihm nach.

„Ist es möglich, o ist es möglich,“ rief Eugen, und schlug die Hände zusammen — „daß die Mutter ihm die Tochter gibt? O Himmel, ist es möglich, daß Rosamunde ihn nimmt?“

Aber nach fürchterlichen, entsetzlichen vier Wochen sah er seine Schwester, mit Brillanten bedeckt, mit dem Manne, der nicht einmahl gut genug war, ein Bösewicht zu seyn, vor dem Altare stehen, und er rief noch einmahl: „ist es möglich, o Gott in deinem Himmel, daß man deines heiligsten Segens so spottet?“

Er hatte beschlossen, in seiner Aeltern Hause zu bleiben, bis man seine Liebe zu Sophien antastete. Sein Entschluß wurde an dem Hochzeitstage seiner Schwester wankend. Er hatte große Lust, auch gegen den Willen seiner Aeltern zu dem Oberförster zurückzukehren.

Ehe die junge Frau den Tag nach der Hochzeit das väterliche Haus verließ, bath sie Eugenen zu sich in ihr Zimmer.

Sie sah ihn mit kalten Blicken an, schloß mit einer raschen Heftigkeit ihren Schreibetisch auf, hohlte Papiere hervor, mit der Miene, sie ihrem Bruder zu geben. Sie stand wieder an, erblaßte, Thränen füllten die vor Zorn und Verachtung blitzenden Augen.

„Da nimm!" sagte sie — „was soll der Unglücklichen ein Andenken an eine Liebe, die eben sowohl der Spaß des Schicksals ist, als das Leben selbst! Und doch begleitet ein schöner Traum sie, ein Traum, daß sie ewig beglücken kann! wird!" Sie legte die zitternde Hand an die Stirn, dann auf das verödete Herz. „Und wenn ich bedenke," hob sie wieder an, die Arme starr herabstreckend und mit Schauder — „daß ich dennoch in diesem Paradiese ewig eine Fremde geblieben wäre, wie ein Sünder unter den Heiligen; daß ich nur so selig war, weil ich mich so geliebt sah, nicht weil ich so liebte, und daß ich nicht so lieben konnte, weil ich so erzogen war! Ach und bedenke, daß dieses Herz an seiner Brust die Liebe dennoch gelernt, und das hohe Glück, geliebt zu seyn, verdient hätte, o so — so — Mutter! Mutter!"

„O Rosamunde, warum gabst du denn deine Hand diesem Manne, diesem?"

„Weil ich mußte. O das ist der Fluch des Reichthums, das alles, was er berührt, zu kaltem, hartem Metalle wird! Ich war ja verloren! Ich war es. Sollte ich denn die Flamme des Hasses

zwischen meine Aeltern werfen? Wenn der brennende Zorn meiner Mutter mir befahl, und der bekümmerte Blick des gebeugten Vaters das Opfer für mein Nein wurde — die einzige Handlung blieb mir übrig. Ich habe sie vollendet. Da, nimm, lies und erinnere mich nie wieder an die jetzige Stunde!" —

Rosamunde war in ihrem vierzehnten Jahre über gewisse gefährliche Gegenstände klüger, als gewöhnlich ein Mädchen von achtzehn Jahren. — Des Kindes Mutter war fromm, sie wollte also die Confirmazion ihrer Tochter abwarten, ehe sie Rosamunden in die Welt führte; aber des Mädchens Geist und Körper eilten ihrem Alter und dem Unterrichte der Mutter vor, und sie webte noch vor diesem großen Zeitpunkte, wo das vierzehnjährige Mädchen aus dem Paradiese der Unschuld der Kindheit, aus dem Unterrichte und von dem heiligen Altare mit Einem Schritte mitten unter die Netze seines eigenen Herzens, und aller männlichen Blicke der Bewunderung und der Eifersucht ihres eigenen Geschlechts hineintritt: — Rosamunde webte schon vor diesem Zeitpunkte ganz feine, obwohl kindische Netze, die sie überall aushing, wo sie einen Halt fanden.

Die Mutter ließ vier Wochen hingehen, um dem Heilig! Heilig! Heilig! des Altars, das noch in dem Herzen der Tochter nachzitterte, sein Recht zu thun.

Dann aber eröffnete sie der Tochter den Schauplatz der Welt, auf dem ihre Schönheit den Schauspieler, und die Klugheit den Souffleur machen sollte.

Die Mutter war viel zu gewissenhaft, als daß sie Rosamunden alles gesagt hätte, was sie heimlich wünschte und dachte; aber sie bedachte nicht, daß die Mädchen ohnehin geborne Parzen sind, und nichts lieber thun als Netze weben, worin die Schicksale der Männer sich fangen sollen.

Aber aus Rosamundens schöner Natur, und aus dem Heilig! am Altar, und der Unschuld der Kindheit, die auch ein Heilig und ein Altar ist, war zu viel übrig geblieben, als daß nicht ein besserer Geist als der Geist der Buhlerey oft an ihre Seite getreten wäre.

Die Sehnsucht nach Liebe, die wie eine Nonne unsichtbar und heilig in jungen Herzen wohnt, hörte nie auf, sich zu bewegen. Und wenn das Mädchen sich sogar allen Triumphen der Eitelkeit hingab, so umhüllte sie ihre Eitelkeit mit so viel schönen Blumen der Unschuld, der Gefälligkeit, der Freude und der Zärtlichkeit, daß sie trotz ihrer Bekanntschaft mit der Welt immer in Gefahr war, eher selbst gefangen zu werden, als zu fangen. Und das geschah.

Ihre Mutter machte die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der an der Schule in der Stadt, wo die Frau von Boisen wohnte, Lehrer der

schönen Wissenschaften war, ohne Gehalt zu nehmen. Er war reich. Er unterrichtete, weil er das Geschäft liebte. Der junge Mann redete Englisch und Französisch, war ein Dichter, ein Musiker, kurz er war der Mann, der Rosamunden zum Unterrichte fehlte.

Die Mutter gewann den jungen Mann. Er kam, er sah Rosamunden, die fünfzehn Jahre alt war, und siebenzehn schien, wenn sie ernst da stand, und dreyzehn, wenn sie für sich spielte, und erboth sich, sie zu unterrichten.

Er thats; und Rosamunde hatte nie so viel Achtung gegen einen Mann gefühlt, als gegegen ihren Lehrer, der auf dem jugendlich schönen Gesicht eine sanfte Anmuth und die stolze Würde des Mannes trug.

Sie erstaunte, denn er war der erste Mann, der ihr nicht schmeichelte, und eben darum wollte sie mehr von ihm gewinnen, seine Achtung.

Sie war unbeschreiblich aufmerksam und fleißig, und die eine Stunde, die er ihr täglich gab, dehnte sich nach und nach in zwey aus.

Schlicht, er hieß wie sein Charakter, — fand bey seiner Schülerinn, was er vergebens lange gesucht hatte, bey einer lebhaften Phantasie ein warmes Herz, bey dem Geiste Verstand, und neben der Neugierde Wißbegierde. Der Reichthum ihres Geistes entfaltete sich vor seinen Blicken immer schöner, und sein Unterricht dehnte sich im

mer weiter über alle Zweige des weiblichen Wissens aus. Rosamundens tiefe Hochachtung wuchs immer höher gegen ihn. Sie wagte es nicht, aus einem feinen Instinkte ihre kleinen Künste an ihn zu üben. Sie unterließ es aus Hochachtung. Auch blieb alles ein ganzes Jahr so: ein Beweis, wie stolz dieser Mann war.

Aber jetzt wurde aus dem Unterrichte zuweilen ein Spaziergang, eine Lustbarkeit, bey der Rosamunde nicht mehr Schülerinn war, sondern Mädchen; und Schlicht fühlte eine Unruhe in seinem Herzen, wenn er das schöne Mädchen auf den Schwingen der Freude so schön wie eine der Horen schweben sah. Er fühlte aber auch eben diese Unruhe, wenn sie ihm im Unterrichte gegenüber saß das sinnende Auge auf das Buch, auf die Noten oder auf seinen lehrenden Mund gerichtet.

Zuletzt fühlte er eben diese Unruhe, wenn er sie gar nicht sah. Er brachte endlich nach manchen Tagen der Unruhe heraus, daß er auf dem Wege war, seine schöne Schülerinn zu lieben. Und er fuhr zurück.

Denn er hatte sehr wohl an Rosamundens Mutter gemerkt, daß sie trotz ihrer Armuth gar nicht Willens war, ihrem Range etwas zu vergeben, so unbeschreiblich artig man ihn auch behandelte.

Er hätte wohlgethan, von diesem Tage an

wegzubleiben, statt zu meinen: ein Mann könnte Herr über sein Herz seyn. Denn dieser Kampf mit seinem Herzen brachte ihn um seine Unbefangenheit bey Rosamundens Unterrichte, und zweytens sah Rosamunde recht wohl, daß er, wenn sie las, sein Auge, dunkel und unruhig, auf sie richtete; daß er, wenn sie mit ihm in demselben Buche lesen mußte, seine haltende Hand neben ihrer lag, seine Wange fast die ihre berührte, daß er dann noch unruhiger war. Und bey einem Mädchen, wie Rosamunde, die schon recht lange es bewundert hatte, daß Herr Schlicht so kalt blieb, konnte das nicht ohne Folgen seyn.

Die ersten Tage beobachtete sie ihn nur, um ihn recht auf der That zu ertappen. Jeder Blick war die That, und in ihrem Herzen stieg der schöne Triumph auf, der schönste jedes Herzens, sich geliebt zu sehen, und von diesem edlen Menschen. Sie blieb sich selbst gleich. Da aber Schlicht seine Gränze nicht überschritt, sondern fast kälter wurde, da setzte sich die junge schöne Parze an sein Gewebe und webte so ämsig.

Er hatte die Mutter recht flehentlich gebethen, Rosamunden nie einen Roman in die Hände zu geben. „Ach, er wußte nicht, daß die Unterredungen zwischen Mutter und Tochter schlimmer waren, als alle Romane! Die arme Mutter versprach es ihm; denn sie hatte keinen Roman; aber der Bruder steckte seiner Schwester die neue Heloise

zu, und gerade in diesem Zeitpunkte, wo sie mit der alten und der neuen Heloise in einem Falle war. Aber sie jauchzte laut, da sie die ersten Briefe gelesen hatte. „Puissances du ciel!" rief sie mit dem Entzücken, nicht der Liebe, sondern des Triumphes, aus demselben Roman spielen zu können, den sie las.

Sie erwartete alle Tage einen Brief vom ihm, der auch anheben sollte: il faut vous fuir! — Aber ihr Held war tugendhafter, als der Held in der Heloise. Und sie mußte sich wieder an ihr Gewebe setzen. Der erste Brief lehrte, wie sie weben mußte. Sie sah ihn lange an mit dem großen schönen, sinnenden Auge. Sie hohlte lange Seufzer aus der schönen, wallenden Brust. Ihre Hand begegnete seiner. Mitten in der kindlichen, unschuldigen Fröhlichkeit wurde sie auf einmahl ernst und nachdenkend. Die Vertraulichkeit, womit sie ihn behandelte, hatte ein Ende. Ja, er sah das Auge, das sie langsam von ihm abwandte, sich mit einer Thräne benetzen. Aber mitten unter diesen kleinen Künsten fühlte sie ihr Herz von den Flammen brennen, die sie in seinem anzünden wollte, und aus dem Siege wurde eine Niederlage.

Sie fühlte, daß sie Juliens Empfindungen in dem Roman theilte, und in dem Augenblicke fühlte sie auch sich besser und erhabener als Julie. Sie warf den Roman verachtend bey Seite.

„Liebe ist das nicht,“ sagte sie zu ihrem Bruder — „die dieser Roman schildert, Liebe nicht!“

Dieses Gefühl erhob sie auch über alle die Künste der Buhlerey, und sie folgte nun dem süßen Zuge ihres Herzens, und das eben gab ihr den Sieg über den edlen Mann, und theilte den Sieg mit ihm.

Schlicht liebte das Mädchen; er fühlte mit jedem Tage, daß er sie mehr liebte; aber er gab jede Hoffnung auf, jemahls die Hand der Geliebten von der Mutter zu erhalten. Und er durfte es seinem Herzen zutrauen, den Unterricht des edlen Wesens fortzusetzen, ohne sich zu verrathen. Ja, er durfte es wagen, mit Rosamunden bey seiner Lectüre über die Liebe zu reden, und er war in diesem heroischen Augenblicke so kalt, daß er fast Rosamunden überredet hätte, er liebte sie nicht. Aber mit dem letzten Worte war sein Muth dahin. Er wendete sich einen Augenblick ab, um dem Gesicht wieder Muth zu geben.

„Nein, er liebt mich!“ rief das triumphirende Herz.

Aber nun hob sich ihre Liebe höher und höher, über das Leben empor. Sie hörte das Heilig! Heilig! ihrer Jugendstimme wieder, sie fand das Paradies ihrer Jugendunschuld noch einmahl. Der Mann war es werth, daß sie ihm das größte Opfer brachte, das ein weibliches Herz zu bringen hat, ihm ihre Liebe zuerst zu gestehen. Sie warf das

lächelnde Auge, voll Thränen, auf den geliebten, edlen Mann, der mit dem schweren Geschick großmüthig rang. Er mußte dem Blicke entfliehen. Der Blick war stärker als sein Schicksal.

Zu Hause überlegte er noch einmahl. Er sah keine Hoffnung, als die Fackel der Feindschaft in eine glückliche Familie zu werfen, das natürliche Band zwischen Mutter und Tochter zu zerreißen.

Er war entschlossen. Er packte seine Sachen zusammen. Er nahm Abschied von seinen Freunden. Dann, mit einer finstern Kälte bewaffnet, ging er zu Boisens, um auf ewig Abschied von ihnen zu nehmen. — Er fand Rosamunden allein.

Lächelnd hob er an: „ein Verhängniß, was mich überrascht, Fräulein, reißt mich von hier. Sie sehen mich jetzt zum letzten Mahle.“

Rosamunde erblaßte; aber sie schwieg. Er fuhr fort zu reden. Er bath sie, die Bücher, die sie von ihm hatte, als ein Andenken an ihren Lehrer, zu behalten.

Sie starrte ihn an, und langsame Thränen flossen über ihre Wangen.

Er bath sie, ihren Aeltern sein Lebewohl zu geben.

Sie bebte.

„Ich muß fort!“ sagte er seufzend. — „Leben Sie wohl, Rosamunde!“

Sie setzte sich, er stand vor ihr, sie zu trö-

sten. Sie sah ihn nur mit flehenden Blicken an, ohne ein Wort zu antworten.

Da sagte er ihr, um das Gespräch und die Empfindung abzukühlen, eine Sentenz von Pope englisch, daß der Mann seiner Pflicht folgen müsse.

Aber da stand sie vor ihm, und sagte mit dem bleichen Gesicht, mit den rinnenden Thränen ebenfalls englisch die Verse:

Your pride calls you hence;
And it pulls too strong, for these
Weak arms to hold you here —
Go, leave me! leave me dying!
Push me all pale and panting from your bosom!
And when you go, a messenger shall run after
And cry, she's dead!

(Dein Stolz reißt dich von hier, reißt dich zu stark aus diesen schwachen Armen. Geh! verlaß mich! geh! und laß mich sterben! Stoß mich bleich und sterbend von deinem Busen. Und wenn du gehst, ein Bothe wird dir folgen und rufen: sie ist todt!)

Diese Verse sagte sie mit weinender Stimme, mit der schönen siegenden Declamation, mit der feinen Aussprache, die sie von ihm gelernt hatte, und mit einer so wahren Begeisterung des tiefsten Schmerzes; sie faltete die Hände dabey, hob sie so

empor, sank auf den Sofa, und verbarg das bleiche Gesicht in das Kissen, so, daß Schlicht, nachdem er sie eine Minute lang betrachtet hatte, schon das Geschrey zu hören glaubte: sie ist todt!

„Rosamunde! geliebte Rosamunde!" rief er, und hob die eine kalte Hand an seine Brust — „ich beschwöre Sie, hören Sie mich!"

Sie antwortete nicht.

Er umfaßte sie, er richtete sie auf.

Sie hielt beyde Hände vor die Augen, und das Haupt auf die Brust gesenkt.

„Großmüthige, theure, geliebte Rosamunde, soll ich Ihr Auge nicht sehen?" Er zog ihre Hände sanft herab, und nun sah er das Gesicht, das in dem doppelten Purpur der Liebe und der Schamröthe glänzte.

„O, sagte sie, ihr Haupt an seine Brust lehnend — „einen Augenblick will ich hier ruhen. O ich will schnell sterben, damit Sie gehen können!"

„Gehen? o bräche der Himmel über meinem Haupte zusammen, so gehe ich nicht! So will ich dich, dich immer halten, bis dieses Herz der Liebe himmlisches Entzücken zerreißt! O Rosamunde, welch einen Augenblick habe ich gefunden! O du meines Lebens Entzücken, du meiner Seele stolzes Licht!" —

Sie schlang die Arme immer fester um seine Schultern; aber das Gesicht voll Scham verbarg sie immer fester an seine Brust.

Nach dem ersten Sturm kam's zu einer Erklärung der Liebe, der Hoffnungen, die Beyde haben konnten, und ein Plan für die Zukunft.

Rosamunde stand für die Einwilligung ihres Vaters, und versprach auch zuletzt die Einwilligung ihrer Mutter, an die sie nicht recht glaubte. Ihr Herz war voll von dem hohen Triumphe einer reinen, frommen Liebe; aber nachher fand sich auch eine Freude ein, die nicht echt war: der Triumph, den Entschluß eines Mannes, und eines so edlen Mannes besiegt zu haben. Aber sie fühlte dennoch im Innern tief den Werth dieses Mannes, und gab ihm, was ihr Herz an Reichthum von Liebe, von Tugend, von Vertrauen, von heitrer Fröhlichkeit verbarg. Sie machte ihn unendlich glücklich, und er gab ihrem Geiste alle Vollkommenheiten, deren es fähig war. Er ließ bis in die tiefsten Gründe seines Herzens sehen, und sie sah nichts als Liebe, Treue, Tugend und eine selige Zukunft.

Die Mutter merkte recht wohl, daß etwas Ungewöhnliches zwischen Rosamunden und ihrem Lehrer vorging. Aber sie glaubte, ihrer Tochter Tochter gewiß zu seyn. Sie that, als merkte sie nichts.

Da kam der Herr von Zweigen durch die Stadt. Er hatte eine kleine Bestellung an den Herrn von Boisen, und er sah das reitzende Mädchen. Nach einer Stunde schon war er ihr erklär-

ter Liebhaber, und Rosamunde, die von ihrer Mutter hörte, welch eine bedeutende Rolle Zweigen in der großen Welt spielte, hatte große Lust, ihm zu zeigen, wie weit sie dennoch über ihm stand.

Sie zeigte es ihm, und Herr von Zweigen hatte die große Manier, mit Weibern umzugehen: er sagte ihr, welche Absicht sie hatte. Dieses Geständniß, und seine kalte Ruhe waren ihr so unerwartet, daß sie schon darum etwas gethan hätte. Zweigen blieb einen Tag länger, noch einen, und acht Tage, und sagte es Rosamunden, daß er ihrentwillen bliebe. „Denn, wahrhaftig, Fräulein, Gehirn genug haben Sie, um einem Weisen meiner Art gefährlich zu werden. Zuletzt liegts immer an dem Herzen, wenn sie es nicht sind."

Schlicht fand an dem Herrn von Zweigen einen Kunstkenner, einen gebildeten Mann. Er hielt sich daran, und fand ihn angenehm, ja, sogar geistreich.

Rosamunde wollte mit ihm wetten, er sey nichts, als ein leerer Kopf, der noch nie auf ein edles weibliches Geschöpf gestoßen sey; und sie hatte Witz genug, ein paar Mahl den Herrn von Zweigen zum Stillschweigen zu bringen. Aber es war nicht ganz so, wie Rosamunde sagte. Sie hatte Lust, das Herz des Herrn von Zweigen mit ins Spiel zu bringen, und Zweigen

lächelte. Aber nie war ihm ein Mädchen mit dieser warmen Phantasie, mit diesem warmen Herzen vorgekommen, und die dennoch so frey, und so ruhig das Leben betrachtete und beurtheilte. Je öfter er sie sah, und er kam öfter wieder, denn er war in der Nähe auf seinem Gute, desto angenehmer fand er das Mädchen. Und sie? sie nahm seine Kälte für die Philosophie eines Mannes, der die Welt kannte, und ihrem leeren Spiel lächelnd zusah. Um diese Philosophie hätte sie den weisen Herrn gern bringen mögen. Zweigen hatte seinen Plan auch. Er suchte für das Leben, das er führen wollte, gerade eine so geistreiche, freydenkende Frau, als Rosamunde sich aus Eitelkeit den Schein gab.

Er sah, daß Rosamunde mit Schlicht in einer Art von Verbindung stand. Das hielt ihn nicht ab, sein Glück zu versuchen. Er bath Boisens zu sich auf sein Gut.

Rosamunde fand hier alles, was die Welt an sinnvoller Pracht, Kunst und Bequemlichkeit hat. Es war eine kleine ausgesuchte Gesellschaft aus der nahen Hauptstadt hier, und Zweigen stellte Rosamunden seinen Freunden mit so feinem Lobe vor, und er und alle seine Freunde machten das Mädchen so ungezwungen, und doch so sichtlich zu der Königinn der Gesellschaft, daß Rosamunde glauben mußte, sie hätte die Krone verdient. Sie wurde mit in den Kreis einer leich-

ten, witzigen Unterhaltung gezogen. Man feyerte alles, was sie sagte, und den Triumph, von einer ganzen geistreichen Gesellschaft bewundert zu seyn, hatte sie noch nicht gehabt.

Aber ihre Anfälle auf Zweigen mißriethen alle durch seine Kälte, durch seine Ruhe.

Es wurde viel über das Leben geredet, und man behauptete hier, wenn jemand das Geheimniß wüßte, des Lebens ganzes Glück zu genießen, so wär' es Zweigen.

Das junge Mädchen fing an, es zu glauben. Denn hier jagte ein Vergnügen das andre. Die Jagd löste die Ruhe ab. Die Ruhe unterbrach ein Fest der Landleute, in welches sich Zweigen mit seiner Gesellschaft so anmuthig hineinmischte, daß sie in Arkadien zu seyn glaubte. Auf eine Wasserlust folgte ein Feuerwerk, und bey allen diesen Vergnügungen schien ihr dennoch die Unterhaltung die größte. Sie sah nicht, daß nur sie redete, daß man sie bewunderte, daß nur sie Witz hatte.

Der Mutter entdeckte Zweigen seinen Plan, und zu gleicher Zeit die Vermuthung, daß Rosamunde ihren Lehrer liebte. Er bath sie nur, Rosamunden sich ganz selbst zu überlassen, und auch nicht die kleinste Anspielung auf seinen Plan zu machen. Die feine Mutter begriff das sogleich, und schwieg.

Das Verhältniß des Lehrers wurde nicht käl-

ter, sondern sogar noch freundschaftlicher. Zweigen ehrte den jungen, unterrichteten Mann.

Schlicht sah lange dem Treiben zu, und es gefiel ihm nicht; denn Rosamunde ließ zuweilen in ihren Stunden einen Grundsatz fallen, den sie unter ihren jetzigen Freunden aufgefangen hatte.

Schlicht warnte, Rosamunde lachte, und ihre Eitelkeit verwickelte sie immer tiefer in das verborgene, verderbende Spiel der falschen Spieler, Zweigens und seiner Freunde.

Zweigen, der, wenn er die Feder in der Hand hatte, höchst drolligt war, schrieb an Rosamunden ein paar Worte; sie antwortete in demselben Ton. Man zeigte ihre Billets als Göttersprüche, und das Mädchen fing an, mit Zweigen Briefe zu wechseln, und zwar mit scherzendem Witz und Lust über den ernstesten Gegenstand, über das Leben, und zuletzt über die Leidenschaften, über die Liebe.

Sie fühlte, sie sollte darüber nicht ein Wort einem Fremden schreiben; aber der Triumph, den man ihr lange als den größten vorgestellt hatte, frey zu leben, und alles im Leben zu beherrschen, lockte sie zu sehr. Und waren denn nicht ihre Briefe ganz unschuldig? Lächelte denn nicht Schlicht selbst, wenn sie ihm sogar ein kleines Billet voll Witz zeigte?

Er lächelte wohl; aber diese Billette gingen ihm wie Pfeile durch das Herz. Die Besuche bey

Zweigen dauerten immer länger, und Rosamunde brachte jedesmahl ein paar Grundsätze mit, vor denen er zitterte.

Er wurde desto ernsthafter, je witziger und froher sie wurde. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er die Freude des Lebens vernachlässigte; er ihr, daß sie sie zu sehr suchte. Zweigen sah das alles. Er vergiftete die kleinen Risse in der Liebe der Beyden. Er lobte Schlichten; aber er setzte doch jedesmahl hinzu: »Schade, daß der Mann die kleinen Pedanterien nicht ablegen kann, die keine Eigenschaft seines Geistes mündig werden lassen!«

Schlicht wurde eifersüchtig, und Rosamunde lachte ihn aus, oder schmolte mit ihm. Sie verbarg ihren zeiteln Verkehr mit der Bande Betrüger dem Geliebten; denn er verlangte, sie sollte ihn abbrechen, so viel sichs thun ließ. Er forderte endlich bestimmt von ihr, sie sollte durchaus nicht mehr an den Herrn von Zweigen schreiben. Sie versprach es. Sie war gerührt. Sie war entschlossen, Wort zu halten, und hielt nicht Wort. Denn Zweigen war jetzt daran gelegen, sie sollte schreiben. Die Mutter hatte Rosamundens Streit mit dem Geliebten behorcht.

Sie schrieb, sie schrieb viel. Sie schrieb über Schlicht, nichts Übles; aber gleichgültig, fast ein wenig spöttisch, und sie war verloren. Zweigen hatte Schlichten zu sich gebethen, seine

Kunstsachen mit ihm zu ordnen. Schlicht war da. Zweigen sagte ihm mit der höchsten Ruhe, daß er Absichten auf Rosamundens Hand hätte. »Und da Sie Ihr Lehrer sind, lieber Schlicht,« setzte er hinzu.

»So habe ich die Pflicht zu schweigen, Herr von Zweigen!«

Zweigen lächelte und drückte ihm die Hand.

»Es ist gut,« hob er wieder an — »wenn Männer, wie wir beyde, die das Glück nur achten, wie sie es kennen, sich verständigen. Ich habe Ursach zu glauben, daß Rosamunde nicht nein sagen wird; aber ich habe auch Ursach zu glauben, daß Rosamunde Ihnen mehr ist als Schülerinn.«

»Haben Sie Ursach, das erste zu glauben, so kann sie mir ja nie mehr seyn als Schülerinn.«

»Sie zweifeln doch nicht? Hier sind Briefe von Rosamundens Hand. —«

»Ich weiß; aber seit sechs Wochen haben Sie keinen.«

Zweigen sonderte eine Menge ab, gab sie ihm, und sagte: »diese sind die letzten, dieser von gestern.«

Da erblaßte Schlicht. Er nahm die Briefe, und Zweigen verließ ihn.

Er las, und zürnte mit finstrer Seele. Diese Briefe bewiesen keine Liebe; aber sie waren ge-

schrieben, seit sie ihm ihr Wort gegeben, nicht mehr zu schreiben. Noch mehr, sie hatte es ihm verschwiegen. Nun fand er Liebe in jedem unschuldigen Worte, ein verrätherisches Geheimniß in jeder Wendung, die er nicht verstand. Auch seinen Nahmen fand er, und sein Herz zog sich kalt zusammen. »Die Ungetreue!» rief er verachtend.

Zweigen kam wieder. »Welchen Entschluß haben Sie gefaßt?«

»Ich habe nur einen, mein Herr! Ja, ich habe das Mädchen geliebt. Hier haben Sie das Wort eines ehrlichen Mannes: ich sehe sie nicht wieder.«

Er fuhr in die Stadt, verzweifelnd an dem Glück seines Lebens; aber nicht an dem Glauben, daß er andere Herzen beglücken könnte.

In seinem Hause wohnte ein alter Schulmann mit einer einzigen Tochter. Er kannte des einfachen Mädchens schönes Herz. Er hätte sie geliebt, wenn er Rosamunden nicht kennen gelernt hätte. Er hatte sogar gezittert, das Mädchen könnte eine geheime Neigung zu ihm haben. Er hatte die Wahrheit errathen. Das Mädchen liebte ihn.

Sie saß eben, da er zurückkam, mit dem gestützten Haupte im stillen, treuen Kummer, einsam da.

Er trat in das Zimmer, den Schlüssel zu seiner Wohnung zu hohlen.

»Was ist Ihnen, liebe Marie?« fragte er mitleidig; aber wie ein Mann entschlossen, ein gebrochenes Herz zu beglücken. »O, könnt ich Ihren Kummer heilen?« Da hoben sich die nassen Augen, nur um zu sehen, ob er die Frage freundlich, nur nicht spottend thäte. Aber er nahm ihre Hand, und ihr Auge füllte sich mit Freudenthränen über den Schein seines Mitleidens.

»Ich habe nichts, Herr Schlicht, gar nichts. Welche Wünsche, welchen Kummer könnte ich auch haben? Sie wissen ja, wie einfach ich lebe!«

»Ja, einfache, schöne Seele, wie Ihr Leben für Ihren alten Vater so freundlich dahin geht!«

Er hielt noch immer ihre Hand, und drückte sie, bis sie zitterte.

Es gibt einen Schmerz, aber nur in schönen Seelen, der nicht zürnt, sondern nur das Herz mit einer schöneren Liebe füllt, als mit der betrogenen, die wie die Liebe der Mutter keine Gegenliebe fordert, sondern nur gibt; dieser Schmerz lag in Schlichts Seele.

Er faßte Mariens andre Hand, und sagte sanft: »sieh mich an, Marie! in meinen Augen steht ja nicht allein Mitleiden, sondern auch Liebe, und in meinem Herzen auch. Vergiß dein Leid, und drücke dein Herz an meins, und ich sage: ich will dich ewig lieben!«

Marie hob das gebeugte Haupt empor, um ihn anzusehen, da legte seine Wange sich an die erröthende schöne Wange des Mädchens. Er fühlte nur, daß die heiße Wange kalt wurde, daß ihre Hand schlaff in seiner ruhte; dann sank das ohnmächtige Haupt an seine Brust. Er küßte die kalten Lippen, und sagte: »ich will dich ewig lieben!«

Das Mädchen wachte aus einem süßen Traume auf, der in ihrer fliehenden Seele geblieben war, von seiner Liebe. Sie fand sich an seiner Brust ruhend, an seinem Munde wieder, und der Traum wurde Wahrheit.

Sie saß, o wie selig! noch diesen Abend am Tische mit ihrem Verlobten, mit ihrem Vater, und sie enthüllte erst, da sie den Jüngling begleitete, ihm schamhaft ihr ganzes Herz, ihre lange verhüllte Liebe und ihre Seligkeit.

Am andern Morgen schrieb er an Rosamunden: »meine einfachen Wünsche, mein Fräulein, meine einfache Liebe, mein einfaches Leben, konnte Ihr Leben nicht beglücken. Davon wurde ich gestern überzeugt. Und so trete ich bescheiden zurück. Ich habe gestern meine Verlobung mit der Tochter meines Wirths gefeyert, mit Marien, die Sie kennen. Der Freund darf noch am Scheidewege ein warnendes Wort sagen: am Ende der Jugend steht das Alter! am Ende des Lebens das Grab! Vergessen Sie das nicht! Und am Ende jeder

Freude steht die Ermattung. Vergessen Sie das nicht! Das Leben ist kein Spiel, die Liebe nicht. Vergessen Sie das nicht! O Rosamunde, vergessen Sie das nicht! Schlicht.«

Rosamunde las, und ihre Seele erstarrte; aber sie hoffte noch immer, es wäre nur eine Drohung. Ja, sie wagte es, mitten aus dem kalten Schmerz her zu lächeln. Sie setzte sich ans Fenster, auf ihn zu warten. Statt seiner, trat ihr Vater ins Zimmer, mit der Nachricht, von Schlichtens Verlobung mit Marien.

Da erstarrte auch die Welt um sie her, und die Zukunft stand wie ein grinsendes Gespenst vor ihr.

Ihre Mutter trat ins Zimmer; aber sie konnte den Triumph nicht verbergen, den sie über die Nachricht fühlte. »Du weißt es schon, Rosamunde?«

»Ich weiß es,« sagte sie mit zugedrückten Lippen, und wendete das blitzende Auge auf ihre Mutter, und die Flamme loderte immer höher auf in ihrem Herzen. »Sie wußten es längst. Es war Ihr Spiel, Mutter, und ich mußte es verlieren; das Spiel ums Leben; das Spiel um Glück und Seligkeit! Verloren ists! Doch Ihres, Mutter, ist auch nicht gewonnen! O Himmel, eine Mutter! aus deren Blut ich dieses Leben trank, dieses Leben voll Verzweiflung! Und er! er! o er, dem ich der Jugend schöne Liebe schenkte, dem ich zuerst

das Herz voll Gluth der Liebe enthüllte, da nur ein dunkler Blick voll halben Kummers von seinem Auge mich traf! O, ist es recht! O Himmel, ist es recht! Ein kaltes Lächeln meiner Lippen reißte seine Liebe durch, auf deren Ewigkeit er herrisch trotzte? Ein Lächeln? Wie? Ein Lächeln nicht! Ein Spott! Denn wars nicht Spott, nicht jugendliche Lust nur, die ich mit dieser Bande trieb? mit diesem elenden Zweigen? Er zerreißt der Liebe theure Bande, der Schwüre Heiligkeit und dieses Herz. O der falsche Treulose! und das, weil ein Scherz die treue Brust bewegt? O, ist es möglich? O, ich hatte keinen Wunsch, keine Freude, kein Leben als ihn! Mein Herz lag schlummernd mit kindlicher Zärtlichkeit in seiner Brust; schlummernd, so sicher war ich seiner Liebe. Und er zerbrichts, der Heuchler, der Betrüger! weil ich hinter einem vergänglichen Zephyr herlächelte? Fort Liebe und Treue und Eidschwur, und des Vertrauens Unschuld! Verlaßt des Menschen Brust! Er hat Euch ausgetrieben!«

Die Mutter erschrack heftig. »Mein Gott, Kind, was hast du?«

»Sie wußtens wohl, daß ich ihn liebte; daß meines Lebens Glück an seinem Blicke hing. Sie wußtens wohl! da riß der Mutter Hand das Glück aus meinen Lebenstagen; dort steht die Mutter in meiner Zukunft Pforte drohend, mein unbarmherziges Schicksal.«

»Ich bitte dich, Kind —«

»Was bitten Sie, um Liebe? die haben Sie aus meiner Seele auf ewig weggerissen. Haß kann ich Ihnen geben, und des Unglücks heillose Prophezeihung! Liebe? O wie ich an ihrer Brust lag, da bath mein lächelnder Blick um Liebe; aber die unbarmherzige Mutter riß die Brust aus meinen Lippen, und verkaufte ihr Kind um Gold, um Rang zur verachteten Sklavinn der Verzweiflung. Ich habe keine Mutter!« rief sie aufstehend, und mit starken Schritten durch das Zimmer eilend, zu ihrem Vater.

Die Mutter kniete mitten in das Zimmer hin, und bethete, und dachte zugleich an die Ausführung ihrer Plane.

Rosamunde hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Den andern Tag kam sie hervor, aber ganz verändert. Sie erwähnte der Begebenheit nicht; aber ihr Ton hatte etwas Bitteres gegen alle, nur gegen ihren Vater nicht.

Sie behandelte den Herrn von Zweigen, sobald er kam, mit einer Verachtung, die an Hohn gränzte. Die Mutter war außer sich vor Zorn, daß ihre Tochter das Glück, das sich ihr anboth, von sich warf. Die Furien lebten in dieser Familie, und rissen alle Herzen auseinander. Da bath endlich der Vater, mehr mit den kummervollen Blicken als mit Worten die Tochter, den entsetz-

lichen Zustand zu endigen, wenn es ihr möglich wäre.

»O Vater, wenn Sie bitten,« sagte das Mädchen kalt — »wenn Ihnen damit ein Dienst geschieht! Hier ist diese todte Hand, die nichts von dem Leben mehr zu nehmen hat, und nichts mehr zu geben. Hier ist sie, Vater! O sie wäre ja noch reich genug, wenn sie Ihnen Ruhe geben könnte! So schmückt den todten Leib, aus dem das Leben; das Leben, aus dem die Liebe entflohn ist, mit dem Brautkranze, wie man auf das Haupt des gefallenen Feldherrn den Lorbeer legt!«

»Nein!« rief der Vater — »nein Kind! laß uns die Hoffnung retten!«

»Hoffnung? Zukunft? Das alles ist dahin! O er sagte es oft, daß Liebe, wie das Leben, nicht zurückzurufen ist! Und so — ich will ihn nehmen.« Sie ging in das Zimmer, wo Zweigen mit ihrer Mutter war. »Mein Herr,« sagte sie — »mein Vater sagt, es würde uns beruhigen, wenn ich Ihre Frau würde. Hier ist meine Hand!« Zweigen ergriff sie; aber das kalte Herz schlug in geheimer Furcht vor der Stimme des Mädchens.

Und an eben diesem Tage kam der Brief, der die reiche Erbschaft der Mutter brachte.

Sie war vollendet glücklich, und troß des tiefen Schmerzes nahm Rosamunde an dem Glück ihres Hauses Theil. Sie ging nun nicht

als eine Bettlerinn in das reiche Haus Zweigens über.

Sie dankte dem Himmel, da sie in den Wagen stieg, die Stadt zu verlassen, in der Schlicht mit seiner jungen Frau lebte.

Auch Schlicht wurde ruhig, da er hörte, wie reich Rosamunde geworden, und daß sie mit dem Herrn von Zweigen verlobt war. Glücklich war er; denn er entdeckte in dem Herzen seiner jungen Frau einen reichen Schatz von häuslichen Tugenden. Seufzend rief er hinter Rosamundens Wagen her: »o sey nur nicht gar zu unglücklich, theures Wesen! Der Himmel segne dich, Rosamunde! —«

Der Anblick ihres Bruders, den sie nie gesehen, erheiterte sie; denn er war der einzige, den sie mit ihrem Vater liebte. Sie gab ihm die Briefe, die sie von Schlicht hatte, den Tag nach ihrer Hochzeit. Er las sie mit einem schwer ahnenden Herzen. Was er nicht in den Briefen verstand, erklärte ihm sein Vater und sein Bruder.

Zweigen war ruhig. Die Feste, die er gab, die Vergnügungen, die aufeinander folgten, seine Reisen mit seiner Frau in die Hauptstadt an den Hof, im nächsten Winter, und den Beyfall, die Bewunderung, die jeder der jungen Frau gab, zerstreute Rosamundens Gram.

Die Mutter setzte die Hand auf die Hüfte, und sagte triumphirend zu der Tochter, wie sie

aus der Hauptstadt zurückgekommen war: »siehst du nun wohl, liebe Rosamunde, daß ich das Leben besser verstand, als du?»

Rosamunde antwortete, von einem schnellen, heftigen Schauder ergriffen: »wenn Liebe Sünde ist, so bin ich schuldig, Mutter, denn ich liebe ihn noch! O Mutter, ich bethe ja nur, daß das Schicksal die Schuldige vergißt!«

Sie bethete vergebens.

Sie sehnte sich nach ihrer Kindheit, nach dem schönen Paradiese ihrer Liebe zurück, mitten aus ihren Freuden. Wurde das Andenken an ihre Vergangenheit zu stark dem verödeten Herzen, so stürzte sie wieder in den rauschenden betäubenden Wirbel der Gesellschaft und der Vergnügungen.

Worauf Zweigen bey seiner Frau gerechnet hatte, geschah nicht. Ihr Ringen zwischen Lust und Schmerz, machte ihre Unterhaltung ungleich, peinlich sogar. Er lächelte über seinen Irrthum, und zog seinen Kreis mit seinen Freunden enger um sich selbst, und ließ seine Frau des Lebens Glück finden, wie und wo sie wollte.

Er beschränkte sie gar nicht; aber er nahm auch nicht den kleinsten Antheil an ihrem Schmerz und an ihrer Lust.

Rosamunde riß zuweilen an dieser Eiskruste seines erkalteten Herzens; vergebens!

»Du hast alle Anlagen, glücklich zu seyn, liebste Frau,« sagte er fast gähnend — »Du hast

Geist genug, das Leben zu beurtheilen, und zu wissen, daß man nicht mehr von ihm fordern muß, als es geben kann. Ich habe dir immer gesagt, und so gut im ersten Anfange unserer Bekanntschaft, als heute, daß dir dein Herz, wie du es nennst, und das du in alles mischest, das Spiel verderben wird. Wir haben Sinne für den einfachen Genuß, Phantasie für die Kunst, Vernunft für die Idee. Da hast du den Kreis des Lebens, weit genug für den Weisen. Warum willst du, was ein Kind der Kunst ist, und der spielenden Phantasie, wirklich machen? Warum Miltons Paradies und Dantes Hölle ins Leben rufen? Seltsame Frau, die sich nach Arkadien sehnt, was nirgend ist, als in dem Kopfe des Dichters!«

Rosamunde wendete sich verachtend von ihm ab. Er sahs, und lächelte, und war gleich gefällig gegen sie.

So floh sie nach einer solchen Unterredung auf das Land zu einer jungen Frau, die ihre Freundinn geworden war.

Sie traf sie eben, da sie in den Wagen steigen wollte.

»O liebste, liebste Freundinn, morgen bin ich wieder hier! Marie,« sagte sie zu einer jungen, schönen Frau, die am Wagen stand — »machen Sie in der Zeit die Wirthinn.«

Sie fuhr ab, und Rosamunde ging mit der Fremden ins Haus.

Rosamunde hatte nie ein Gesicht gesehen, auf dem die stillste Seligkeit so freundlich ruhte, als auf dem Gesichte dieser Frau. Sie umarmte sie, und sagte: »gewiß, Sie sind glücklich?«

Marie erröthete; aber sie gestand, sie wäre höchst glücklich.

„O geschwind lehren sie mich, wie sie es machen, dem armen Leben das Glück abzugewinnen!“

„Dem armen Leben?“ sagte sie, und nahm aus der Wiege ein lächelndes Kind an ihre Brust. „Gewiß, sie sind nicht Mutter? O die Liebe zu dem Manne, und diese Liebe“ — sie drückte ihren Mund in die Rosenknospe der kindlichen Lippen. „O reicher kann der Himmel nicht seyn, nur ewig.“

Sie beschrieb Rosamunden das glückliche Leben mit ihrem Manne, und ganz ausführlich, mit dem schönen Triumphe der glücklichen Frau. Es war in dieser Beschreibung so mancher Zug, der Rosamunden an ihr ehemahliges Leben mit ihrem Lehrer erinnerte. Alles war lebendig und wahr, was die junge Frau sagte. Thränen des Glücks rollten aus den hellen, frohen Augen.

Rosamunde erschrack; denn manche kleine Wendungen in der Erzählung brachten sie zuweilen auf die furchtbare Vermuthung, daß es Schlichts Frau war, die neben ihr saß.

Sie fragte, wie lange sie verheirathet wäre; die Zeit traf zu. Es traf noch mehr zu.

Rosamunde stellte sich an ein offnes Fen-

ster, als sähe sie in die Gegend. Ihre beyden Hände klemmte sie um das Fensterkreuz; dann that sie die entscheidende Frage nach dem Nahmen des Mannes.

O harter, hart vergeltender Himmel, es war Schlicht. Es war Marie, die da saß, den Sohn an der nährenden Brust, das Auge auf das Kind, und nicht auf die Unglückliche gerichtet, deren Augen eine schnelle Nacht bedeckte, und die sich kaum an dem Fensterkreuze stehend erhielt.

Sie legte sich weit aus dem Fenster, als sähe sie nach jemanden, und dann, alle Stärke ihrer Glieder zusammennehmend, sprang sie in ein Nebenzimmer.

Hier hob sie drohend die Arme gen Himmel, und ihr Herz versteinerte. Es hatte nicht einmahl Thränen mehr. Entsetzliche Wünsche, furchtbare Vorsätze stiegen in ihrer Seele, wie schreckende Gespenster in der Mitternacht, auf. Endlich löste sich der kalte Schmerz, die dunkle Nacht, der blutige Vorsatz in einen heißen Thränenstrom auf.

Sie ging zu einer andern Thür hinaus in den Garten. Sie suchte den dunkelsten, fernsten Theil desselben auf.

Da saß sie am Boden, sich selbst unbewußt; denn den Donner eines Gewitters hielt sie für die Stimme ihres Unglücks, bis der heftige Regen sie aus ihrer Betäubung erweckte.

Sie ging in dem entsetzlichen Regen dem Hau-

se zu, bestellte ihren Wagen, setzte sich so ganz durchnäßt in den Wagen, und fuhr nach Hause.

„Es ist nichts," sagte sie ihrem Manne, kalt wie Eis — „als eine Erkältung im heftigen Regen, der mich im Garten überraschte. Das, o das geht vorüber! Einen Arzt will ich nicht; weil ich keinen bedarf."

Am andern Morgen war sie mit ihrer Jungfer nach ihres Mannes Gute gefahren, ohne daß er darum wußte.

Ihr Bruder Eugen ritt nach, sobald er hörte, daß sie krank abgereist war. Er kam an, und fand sie im Fieber, aber auf.

Ein Arzt wurde gehohlt. Der fand nichts Bedenkliches, Eugen wurde ruhig. Er saß an ihrem Bette.

Sie wendete sich auf einmahl heftig zu ihm, mit der Frage: „liebst du, Eugen?"

„Beruhige dich, Schwester!"

„So sey der Liebe treu, und dir selbst, und gib die Geliebte nicht hin, nicht für den Thron der Welt, nicht für den Frieden deines Hauses, nicht den Thränen der Mutter, nicht den Bitten des Vaters! denn mich haben sie damit ermordet."

Sie ließ sich Dinte und Feder geben, und schrieb ein kleines Billet.

Es war an Schlicht. Es enthielt die Worte: „Glücklich konntest du seyn, du Heuchler? das konnte ich nicht. Du konntest es! Sprich, wer

liebte von uns? Ich sterbe für dich! Sprich, wer liebte von uns? R."

Sie schrieb auch an ihre Mutter; aber dann rief sie hastig: „nein, ich will verzeihen!" Sie zerriß das Billet. — Sie hieß ihrem Bruder das Schreibzeug wegnehmen, und es ihr zu verweigern, wenn sie es wieder forderte.

Sie wurde ruhiger und sanfter. Dann zerriß sie auch das Billet an Schlicht. „O," rief sie mit Begeisterung, da sie das Billet zerrissen hatte — „wer war's, der liebte? ich oder du?"

Am andern Morgen kam der Arzt. Er erschrack heftig, da er sie gesehen hatte. Sie sagte nur lächelnd: „meine Krankheit war Ihrer Kunst zu stark, denn es war der Tod selbst."

„Ja, mein Himmel, das ist er, wenn sie nicht sagen, was sie gemacht!"

„Ich? nichts! Das Schicksal that's. Des Schicksals harte Hand!"

Der Arzt fragte den Bruder, ob seine Schwester irgend etwas heimlich genommen hätte. Eugen erblaßte, und fragte zitternd: „was kann's seyn?" Der Arzt schüttelte den Kopf, und in einer Stunde, nachdem sie dem Arzt noch heimlich etwas gesagt hatte, war sie todt.

Ihre Verwandte kamen, ihr Mann. Man war unendlich betrübt. Der Arzt hatte eine Unterredung mit Zweigen, aus der Zweigen heftig erschüttert zurückkam. Es ruhete ein entsetzli-

ches Geheimniß auf diesem Sarge, das Niemand anzutasten wagte.

Die Mutter erkundigte sich bey der Frau, wo Rosamunde Marien gesprochen, nach den nähern Umständen. Die Frau wußte nichts weiter, als daß etwas sehr Seltsames mit Rosamunden vorgegangen seyn müßte, wie ihr Madame Schlicht erzählt hätte.

„Madame Schlicht? die hat meine Tochter hier gesprochen?“ fragte die Mutter erblassend — — „wissen sie, was Beyde gesprochen?“

„Sie haben Beyde über das Glück des häuslichen Lebens geredet. Madame Schlicht muß ihr erzählen, wie glücklich sie ist.“

„Und sie haben sich gekannt?“

„Beyde nicht; bis Rosamunde frägt: wer ist Ihr Mann? Marie nennt den Nahmen, und Rosamunde verläßt in großer Hast das Zimmer.“ —

Da stand die Rachegöttinn mit ihren Schlangen vor der unglücklichen Mutter. Aber die Zeit, die Rosamundens Grab mit Grün bedeckte, bedeckte auch den Schmerz der Mutter, mit dem Grün neuer Hoffnungen und neuer Plane.

Eugen war erschüttert, und blieb es lange. Der Vater sank dem Grabe zu, und der geliebten Tochter, die glücklich hätte werden können. — Alexander trauerte; denn er hatte seine Schwester geliebt. Aber er rechnete auch mitten in seiner

Trauer. Er war der Erste, der sie vergaß, ihr Mann der Zweyte. Der Mutter erschien sie in ängstlichen Träumen, und drohend. Aber nur der Traum sagte der Mutter, daß ihre Tochter das Opfer ihrer Eitelkeit geworden war. Niemand sonst; und die Mutter, nur erschüttert von der Hand des vergeltenden Schicksals, nicht gebessert, warf nun ihr Auge auf ihren ältesten Sohn, den edlen Eugenius.

Schlicht erfuhr nichts, als Rosamundens Tod, den ihr eine heftige Erkältung in einem Gewitter, das sie überrascht hatte, zugezogen. Er vergoß zu ihrem Andenken einige stille, warme Thränen. „O Rosamunde, wir sehen uns einmahl wieder in dem Lande ewiger Liebe! Das Grab hat deine Fehler in Asche verwandelt, und ein Engel stieg über die Sterne zu Gott empor! — O Rosamunde!“

Die Träume der Frau von Boisen waren so ängstlich und so häufig, daß sie meinte, sie müsse den Ort verlassen, wo sie alles an die verlorne Tochter erinnerte. Sie zog in die Residenz. Die erste Bekanntschaft, die sie machte, war mit dem Hause des dänischen Gesandten, des Grafen Kongsbakka. Er war, so lang er lebte, in Deutschland gewesen, seine Gemahlinn war eine Deutsche. — Sie hatte mit ihrem Manne ein paarmahl Reisen nach Dänemark gemacht; allein es hatte ihr so wenig in dem fremden Lande

gefallen, daß sie darauf sann, mit ihrer Tochter ganz nach Deutschland zurückzukehren.

Die Freundschaft zwischen den beyden Damen wurde sehr vertraut.

Die Freundinnen kamen zu einander, und nachdem die Frau von Boisen Nachricht von dem Vermögen des Grafen eingezogen hatte, war sie auch fest entschlossen, zwischen der jungen Gräfinn und ihrem Eugen eine Verbindung zu machen.

„Hier habe ich doch hoffentlich kein Hinderniß," sagte sie — „denn die Gräfinn ist noch so unschuldig, und Eugen? Nun, der thut alles, was ich will." Sie stieß die Idee bey der Gräfinn an. Die Gräfinn liebt ihre Tochter unendlich, und sie ergriff die Idee der Frau von Boisen mit Vergnügen. Denn Eugen mit seiner Gesundheit auf den schönen Wangen, den Adel, den Adel des Herzens und des Geistes auf der edlen Stirn, und mit seiner sanften Anmuth in seinem ganzen Wesen, hatte ihr unendlich gefallen.

Die Gräfinn drang darauf, man sollte die beyden jungen Leute ihren Herzen und der Jugend überlassen, und Frau von Boisen, an ihre Träume denkend, willigte mit Freuden ein. Aber Eugen, so schön, so lieblich die junge Gräfinn Christine, so höflich er gegen sie war, zeichnete sie gar nicht aus. Man gab ihnen Gelegenheit, allein

mit einander zu seyn: Eugen blieb ernst, und die Gräfinn ruhig und lustig.

Fragte die Mutter nach seinem Urtheil über die schöne Christine, so sagte er: „sie ist schön! sie ist liebenswerth. O Mutter, ich glaube, sie ist gut, unschuldig, rein wie der Thau des Himmels. Ich zittere immer, wenn Alexander sich so viel mit dem lieben Mädchen zu thun macht.“

„So mache du dich mit ihr zu thun, lieber Eugen!“

Er antwortete nicht; aber er hielt sich noch ferner von ihr.

Die Mutter kam auf den Einfall, ihren zweyten Sohn in Eugens Stelle zu schicken; aber die Gesandtinn lächelte und wurde sichtlich kalt. Die Mutter hatte kein andres Mittel, als ihrem Sohn ihren Wunsch zu sagen. „Es ist fest beschlossen, lieber Eugen,“ sagte sie, seine rothen Wangen streichelnd — „daß die Gräfinn Christine mit unserm Hause verwandt wird.“

„Wie so?“ sagte er heftig. Er dachte an seinen Bruder, dessen Leben er kannte und verachtete.

„Durch dich, lieber Eugen! Wir Aeltern sind einig und entschlossen.“

„Entschlossen?“ Hier stand Eugen an dem Punkte, den er fürchtete. „Entschlossen, Mutter? Auch ich bin entschlossen, fest entschlossen, und fester, als sie, nicht zu wollen.“

Sie stutzte, denn von Eugen, der keinen Willen zu haben schien, als ihren, hatte sie das nicht erwartet. Sie sah ihn an; aber sie sah auch nicht den kleinsten Zug von Zorn auf seinem Gesichte.

„Du sollst, weil ich will!“ rief sie — „Ich möchte wohl sehen, wie weit deine Entschlossenheit geht?“

„Zur Gräfinn!“ sagte er, und ging gerade zu Christinens Mutter. Er sagte ihr, was seine Mutter wünschte, und daß dieser Wunsch seiner Mutter ganz unmöglich erfüllt werden könnte.

Die Sache war abgebrochen, und die Mutter hatte gesehen, wie weit seine Entschlossenheit ging.

Die Mutter sagte ihm ganz kalt: „Du wirst machen, daß dein Bruder mein einziger Erbe seyn wird.“

„Das wird mein Bruder wünschen, und er hat, wie er das Leben ansieht, Recht. Mutter, Mutter, meine Schwester wurde auch so und noch härter enterbt!“

„Sie gehorchte.“

„Und starb den Gehorsam bereuend.“

„Gehorche und stirb auch!“

„Es ist genug an einem Opfer.“

„Was hast du gegen Christinen?“

„Wahrhaftig nichts, was Rosamunde ge-

gen den verächtlichen Zweigen hatte. Aber ich will nicht.“

„Was willst du denn?“

„Was sie gewiß nicht wollen würden. Aber das will ich nun so gewiß, so unbezweifelt gewiß, und jetzt, da ich gesehen, wie alles menschliche Glück auf dem Glück der Häuslichkeit ruht, und da ich von mir weiß, ich werde ein Weib glücklich machen, will ich nun so gewiß, was ich will, daß Sie eher die Sonne in ihrem Laufe aufhalten können, als mich.“

„Es gibt Gesetze für ausgeartete Söhne.“

„Ausgeartet? War ich nicht gehorsam? Thue ich nicht alles, was Sie wollen? Nur dieses eine will ich! Ich!“

Die Mutter erstaunte eben so sehr, als sie zürnte über den Eigensinn, dem gar nicht beyzukommen war, der weder Gründe annahm, noch gab, der nicht einmahl zürnte, sondern wie ein höherer Geist, wie das Schicksal ruhig sagte, „ich will! Ich!“

Die Mutter nahm ihren Mann zu Hülfe. — Vergebens! „Ich will nicht!“ war seine ganze Antwort. Sie sann hin und her, ob er nicht irgend wo liebte. Keine Spur. Sie fiel sogar auf die Wahrheit, er könnte des Oberförsters Tochter lieben. Aber er erhielt keine Briefe, und schrieb keine. Und des Oberförsters Briefe an Boisen enthielten kein Wort über etwas von der Art. Ein

herzlicher Gruß an seinen Genius, war alles von dem Oberförster, ein Rückgruß von Eugen an Vater, Mutter und Schwester, war alles von ihm.

Die Mutter tobte, flehte, zürnte, disputirte, hielt lange Reden über die Pflichten der Kinder, über den Adel, über den edelsten Stolz, sich empor zu heben; aber alles das zerstäubte wie eine Welle an einem Felsen, an dem einzigen Worte: „ich will nicht!"

Sie nannte ihm alle junge Fräuleins her, und fragte bey jeder: „willst du die?" Und Eugen antwortete gar nicht mehr.

„Was willst du machen, wenn ich dich enterbe? Himmels-Eugen! Höllen-Eugen! antworte nur! Was willst du machen?"

„Nun, was alle die Millionen machen, die nicht von Ihnen erben und doch leben."

„Ohne Fürsprache, ohne Gönner?"

„Der Arme kann Fürsprache und Gönner entbehren.

„Ohne Freunde —"

„Freunde?" rief er mit brennenden Augen — „Freunde haben sie nicht. Ich habe Freunde. Balke theilt sein Herzensblut mit mir."

„Da haben wir's! Aus dem Pöbel!"

„Pöbel? mag seyn. Alexander, lache nicht, wenn dieser Nahme Balke genennt wird! beym Himmel, das nicht! War dieser Balke

nicht, der meinen Vater vom Schlachtfelde hohlte, so warst du nicht, so hättest du nicht eine deiner Sünden begehen können. Dieser Mann ist mein Vater!"

„Seht ihr, o seht ihr! sein Vater! Ich möchte in den Boden sinken."

„Mutter," rief hier Eugen ergrimmt — „mein Vater ist er; gäbe es einen heiligern Nahmen, meine Knie vor ihm beugend, würde ich ihn so nennen. Wie, Mutter, Sie, Sie, die den Sohn Fremden hingab, den Sohn — es muß heraus! Ich ehre den Mutternahmen, auch an Ihnen, die mir fremd ist! Sie, die den Sohn von der Mutter Brust hingaben für ein Kleid mehr, für eine Gesellschaft in ihrem Hause. — Ein Wilder gibt sein Kind um diesen Preis nicht weg. Ein Sclave in Afrika wird von Fremden höher verkauft, als meine Mutter mich verkaufte! O heiliger Mutternahme, wann wurdest du mehr entehrt! O ihr gütigen Mächte des Himmels, blickt verzeihend nieder auf diese Frau, die zürnt, daß ich den Mann Vater nenne, der mein Vater war, der mich aus den reinen Quellen der Liebe trinken ließ! an dessen Herzen, in dem mein Blut nicht floß, o heilige Natur! ich lernte, ein Sohn seyn, auch gegen meine Mutter, die mich verließ!" Er küßte seiner Mutter Hant, und ging hinaus.

„Sehen Sie, liebe Mutter, die schwar-

ze Wolke, die so lange drohte, hat sich endlich ergossen mit Wolkenbruch, Blitz und Donner!" sagte Alexander lachend — „Sie meinten, er könnte nicht antworten. Er spricht wie ein Zauberer. — Er citirt die Mächte des Himmels, und die heilige Natur, Wilde und Mohren, und endlich," setzte er boshaft hinzu; denn er sah, daß seine Mutter erschüttert war — „wird er Ihnen des Försters Tochter als Frau von Boisen ins Haus bringen."

„O, nur das nicht! Nur das nicht!" rief sie die Hände ringend — „nur das laß mich nicht erleben, gütiger Himmel!"

Aber es wurde ihr immer gewisser, daß dem so war. Sie ließ Eugen den andern Tag in ihr Zimmer kommen.

„Ich bitte dich, mein lieber Sohn!" hob sie sanft an: „sag mir nur die Gründe, die du hast, die Gräfinn auszuschlagen!"

„Und habe ich die Gründe gesagt, verlangen sie dann nichts weiter von mir?"

Sie besann sich. Nach langem Reden mußte sie endlich zugeben, daß er dann seinen Willen haben sollte.

„Ich liebe!" sagte er sanft.

Sie erblaßte. „Wer ist, die du liebst?"

„Es ist des Oberförsters Tochter." Sie erhielt sich ruhig. „Das aber verbiethet das Gesetz," sagte sie.

„Und wenn alle Gesetze es verbiethen. Mir

gebiethet des Himmels Gesetz, das Gesetz meines Herzens, die tugendhaften Gefühle gebiethen mir, nichts nach den Gesetzen zu fragen; das Mädchen wird meine Frau.“

Da überzog die Farbe des Zorns ihr Gesicht, und in diesem Augenblick trat der Vater ins Zimmer. —

„Du wirst hören, welche eine Bitte dein Sohn dir zu thun hat,“ sagte sie bitter — ich hoffe, du wirst Herr und Vater seyn.“

„Ja, Vater! Ich liebe Ihres Freundes Tochter, des Mannes Tochter, der mein Vater war, und ich bitte um Ihren Segen.“

„Du hast ihn!“ rief der Vater schnell und heftig — „Du hast meine Einwilligung. Und wäre sie mir ganz fremd, so wollte ich sie dennoch segnen. Denn eins meiner Kinder soll glücklich seyn. Ich war es nicht!“

Die Mutter erstarrte. Sie sagte langsam. „Ich hoffe, ich habe ein Wort mitzureden. Bey dem, was mir heilig ist, bey dem Grabe meiner Tochter. —“

„O Gott! Gott!“ riefen hier Vater und Sohn.

„Schwöre ich,“ fuhr sie zürnend fort — „nimmt er des Oberförsters Tochter, so mache ich heute noch mein Testament, und Alexander ist mein Erbe!“

Der schwache Vater, der das Geld seiner

Frau haßte, und dennoch daran gewöhnt war, sah seinen Sohn mit trüben Blicken an; aber Eugen sagte kräftig: „das müssen Sie wohl, meine Mutter; denn von jetzt an nehme ich nicht mehr einen Heller von Ihrem Gelde. Den Segen meines Vaters habe ich, und dem reichen Segen meines andern Vaters gehe ich entgegen.“

Hier sprang die Mutter wüthend auf, und drohete dem Manne mit der Scheidung.

Der Oheim Boisen machte die Thür auf, und das Wort Scheidung war das erste, was er hörte. „Scheidung?“ fragte er nach seiner trockenen Weise, und schüttelte dann Eugens Hand. „Was gibts denn? wer will sich scheiden?“

Die Frau von Boisen rechnete noch immer auf des Oheims Erbschaft. Sie faßte sich. Sie erzählte, welch eine glänzende Verbindung sie für ihren Sohn hätte. —

„Und er will nicht? Madame, da müssen Sie ihn zu seiner Schwester jagen, die auch nicht wollte.“

„Nein, er hat seinen Willen, nur soll er ein ebenbürtiges Mädchen nehmen.“

„Madame, mein Neffe nahm Sie, gegen meinen Willen, das versichere ich Sie. Ich nahm Sie mit Liebe auf; that ich's nicht? Sie haben sein Leben eben nicht glücklich gemacht. Er hätte es wohl verdient, die arme gutherzige Seele! Sie konnten die Armuth nicht ertragen; den Reichthum auch

nicht. Die arme Rosamunde! Aber wer hieß Sie den jungen edlen Mann zum Lehrer ihrer Tochter machen? Sagte ich es nicht? Wen liebt Ihr Sohn?"

„Des Oberförsters Tochter."

„Das ist nicht gut; ich ehre meinen Stand, so gut wie Einer. Aber wer heißt denn Sie Ihren Sohn in das Haus eines Bürgers als Kind geben? Sagte ich das nicht? Er liebt des Försters Tochter, die ich kenne, und es wäre ein Wunder, wenn der junge Mensch sie nicht geliebt hätte, und er wäre ein Ungeheuer, wenn er ihr nicht treu bliebe; den Leuten nicht treu bleiben, die seine Aeltern wurden, da seine eigenen ihn verstießen."

Die Mutter war gewohnt, den alten Boisen mit einer Art von Achtung zu behandeln. — Aber dieses ging noch zu weit. Sie drohete noch einmahl mit dem Verlust ihrer Erbschaft.

„Er muß wissen, wie hoch er sein gegebenes Wort rechnet, wie ein Edelmann, der, wie Sie wissen, Wort halten muß, und wie ein Mensch, der, was Sie nicht zu wissen scheinen, sein Wort nicht brechen darf, und stünde das Leben darauf."

„Wenn sein Vater nicht einwilligt?"

„Auch dann; denn Sie haben sich der Aeltern Rechte vergeben, da Sie ihn hingaben; aber der Vater wird einwilligen, wenn er einen Tropfen adeliches und Menschenblut in seinem Herzen hat.

Das ist hier eins! Der Oberförster hohlte ihn aus dem Rachen des Todes, bezahlte ein paar Mahl seine Schulden, welche die liebe Frau unnütz gemacht hatte; nahm den Sohn hin, für dessen Unterhalt die Mutter Spitzen kaufte, erzog ihn zu einem edlen Menschen. Denn stellen Sie diesen Göttersohn, und dazu machte ihn der Förster, neben Ihren Alexander, der für Ihre Erbschaft Gott, den Himmel und seine Mutter abschwöre, und dazu haben Sie ihn gemacht; so haben Sie das Paradies voll Unschuld neben dem Sündenfalle stehen. Der Vater wird also einwilligen, und bleibt doch noch des Oberförsters Schuldner bis ins Grab, und Sie dazu."

„Willigt mein Mann ein, so laß ich mich von ihm scheiden. Er mag wählen zwischen mir und ihm."

„Ich weiß, was er wählen sollte, um noch ein paar Tage seines Lebens in Ruhe und in den Armen seines Freundes zuzubringen, und unter Kindern, die ihn lieben. Ich, als Großoheim, willige von Herzen in die Verbindung meines Großneffen."

Die Mutter gebrauchte der Reihe nach alle Künste einer Frau, die ihren schwachen Mann kennt. Sie trieb es bis zur Ohnmacht.

Ihr Mann rang die Hände.

Der Oheim setzte während der Ohnmacht die Einwilligung für den armen Eugen auf. Er un-

terschrieb, eine muntere Arie pfeifend. Er gab die Feder dem Vater. „Unterschreib!“ sagte er — „oder entsage deine Ehre.“ Der Mann nahm die Feder, und die Ohnmacht war vorüber.

„Denk an die Stunde, da er dich, auf sein Leben verzichtend, auf die geliebte Braut verzichtend, unter den Todten wegstahl!“ der Vater unterschrieb, so laut die Frau auch schrie.

Der Oheim gab Eugenen die Einwilligung, mit den Worten: „Nun geh! und ich gebe dir den Segen aus dem Paradiese mit auf den Weg: seyd fruchtbar und mehret Euch! denn bey meiner Seele, es thut in dieser sündigen Welt noth, daß solche Leute, wie du, sich mehren. Geh! hier ist Reisegeld.“ Er gab ihm seine Börse. „Du sollst von mir hören.“

Die Mutter stand ganz erstarrt, über die trockne, kurze Weise, womit der Oheim die Sache abgemacht hatte. Sie starrte ihn mit großen Augen an.

Er ergriff die Feder aufs neue, fing auf's neue an zu pfeifen, und fing lautlesend die Scheidungsklage an zu schreiben; dann sagte er: „wir wollen sie gleich mit unterzeichnen.“

Da aber hob sie wirklich zu weinen an. Sie bath den Oheim aufzuhören.

Er warf die Feder unruhig hin, und sagte: „sieh Neffe, so wenig kostet es, eine eigensinnige Frau in Ordnung zu bringen!“

Boisen hatte große Lust, seinem Oheim nachzuahmen; aber sobald der das Haus verlassen hatte, wurde die Frau wieder Herr.

Sie drang in ihn, seine Einwilligung, als erschlichen, zurückzunehmen. Aber nein, gegen diesen Vorschlag setzte sich sein ganzes Herz zur Wehr. Sie quälte ihn; er ließ sich quälen. Das war alles, was sie erhielt.

Sie schrieb an Eugen, daß sie ihn enterbte, wenn er des Försters Tochter heirathete. Sie verboth ihm, seines Vaters Nahmen zu führen. Sie gab ihm ihren Fluch. Sie war außer sich. Und Alexander hetzte zu. Keine Mutterliebe sprach für den Sohn, den sie nie gekannt hatte. Sie machte ihr Testament. Die unnatürliche Handlung wurde vollendet, und hier erschien in ihren Träumen keine Gestalt, die sie erschreckte. Denn sie hatte ihn nie geliebt. Alexander zuckte die Achseln, beklagte die Heftigkeit seiner Mutter, den Eigensinn seines Bruders, und harrte ungeduldig auf die Eröffnung des Testaments.

Eugenius — so hieß er nun wieder — zog seinen grünen Jägerrock wieder an, in dem er gekommen war, hing seine Jagdtasche um, und verließ das väterliche Haus mit voller Freude. In dem ersten Walde steckte er ein Tannenreis auf den runden Hut. Er war wieder, der er vor zwey Jahren gewesen. Er hatte nur in der Welt gelernt, wie viel seliger das Leben voll häuslicher

Liebe ist, als das glänzende, rauschende Leben in der großen Welt. Er begrüßte jeden Wald mit einem Freudengeschrey; er sang mit jedem rauschenden Bach, er dachte mit stiller Freude bey jeder schlagenden Nachtigall an Sophien. Und so hatte der schöne Tag, der schöne Frühling mit seinen tausend Leben, mit seinen Gesängen, und Liebesgezänk und Gesumse, seine der Zukunft voreilende Phantasie, sein Herz und seine ganze Seele so mit Liebe gefüllt, daß er das ganze Weltall mit Liebe umfaßte, daß er zarten Würmchen, so sehr er eilte, aus dem Wege ging. Aber mitten in diesem Gefühle der Liebe mied er dennoch jeden Menschen.

Er legte sich am Abend auf einen Heuschober, zum Schlafen nicht, sondern nur allein zu seyn. Eine verhüllte Welt voll Geister, voll prophetischer Stimmen, eine süße Wehmuth, die zu einer seligen Trunkenheit wurde, legte sich magisch um seine Seele. Menschenstimmen hätten ihn aus dieser Welt geweckt. Er lag, das Gesicht gen Himmel gewendet, und über sein Auge gingen die Sterne, der Mond, die Unendlichkeit hin, und Gott! o jetzt hätte er für eine Menschenbrust, auf die er das trunkene Haupt in Liebe hätte legen können, alles gegeben! Er stammelte die Nahmen, Vater! Mutter! Sophie! selbst den Nahmen Alexander! nannte er mit Liebe. Er pries seine Schwester Rosamunde glücklich, daß sie dem schwe-

ren Traum des Lebens entronnen war. Gott und die Zukunft waren ihm alles! Das Leben verschwand immer mehr, und der Schlaf, der Bruder des Todes, legte sich auf das weinende Auge.

Nein, er wird diesen Abend mit seinem Himmel, diese Nacht voll seliger Träume nie wieder vergessen; wenn er stirbt, so wird ihm der Tod nichts seyn, als das süße Zufallen der Augenlieder zum schönen Schlummer.

Er erwachte. Nun suchte er Menschen und Dörfer, und das Gewühl froher Stimmen für seine aufgeheiterte Seele. Er sang seine alten Lieder aus seiner Kindheit, die ihn die Holzschläger gelehrt hatten. Er dachte an alles, er redete jeden Menschen freundlich und jauchzend an, und so eilte er weiter, und weiter, bis er in der Ferne den einsamen blauen Berg sah, den Wimpel seiner Freunde, das Zeichen seines Vaterlandes, des Forsthauses.

Er flog, um noch vor Abend da zu seyn, obgleich er wußte, es war unmöglich. — Aber am Morgen, ehe die Sonne aufging, trat er in seine grüne, dunkle Heimath des Waldes. Sein Hund, sich erkennend, schlug an, und rannte vorwärts den bekannten Weg, und kam schmeichelnd zurück, und der gerührte Herr streichelte das frohe Thier, und sagte: „ja, nun sind wir da! Nun sind wir da!“ Und er verhüllte die Freudenthränen, und knüpfte das rothe Band von

seinem Halse los, und dann, als er aus dem Walde trat, da traf der erste Strahl der aufgehenden Sonne das Forsthaus, und Sophiens Fenster. Die zitternden Hände hatten kaum Kraft, das Band anzubinden. Dann ging er zurück unter die Bundeseiche, lehnte das Haupt an den Baum, und erwartete das Freudengeschrey und die Schritte Sophiens.

Sophie hatte die erste Zeit von Eugenius Abwesenheit fleißig nach dem rothen Bande im Fenster gesehen; und fand sie es nicht, so schlug sie die Hände sanft seufzend zusammen. Liebröschen sah recht wohl, es war mit Sophien seit Eugenius Abreise eine Veränderung vorgegangen, die sie auch sogleich auf die rechte Ursache schob. Sie sagte es ihrem Manne.

„Liebröschen, soll die Schwester nicht trauern, wenn der Bruder in die Welt geht?" Aber Liebröschen meinte, es sey bey dieser Trauer zweyerley, was nicht schwesterlich wäre; „nicht die Thränen über seine Abreise, sondern das stille Spiel mit allen seinen Andenken, kurz, das Spiel mit dem Schmerze, was du nicht verstehst, Vater!"

„So? und zweytens?"

„Bey dem Schmerz ein Triumph, ein Entzücken auf des Mädchens Gesicht; ein Erröthen um nichts, ein Betrüben um nichts, ein Heimlichthun um gar nichts. Was du alles nicht verstehst."

„So?“

„Und am meisten das Brautwesen, so ein Hausfrauentriumph, und das stille Zurückziehen von jedem Manne, der sie sieht; was du auch nicht kennst. Es ist etwas vorgefallen.“

„So laß, laß sie! Liebröschen, laß sie! Ich sehe an deinem Gesicht, an einem mütterlichen Triumph, den du nicht kennst, an dem veränderten Wesen gegen deine Tochter, seit du glaubst, sie hat sich verlobt, und das du auch nicht kennst, daran sehe ich, du möchtest gern Sophiens Vertraute werden, damit du die Liebe des jungen Herzens, die einen Kranz von Sternen trägt, und im Himmel unter Engeln lustwandelt, auf die Erde herabziehen kannst, vor deine Koffer und Schränke mit ihrer Ausstattung, und vor ihr Brautbett. Wenn's ist, nun? was kann ich machen? — so gönne dem Kinde den stillen Himmel, und mische du deine hübschen Siebensachen nicht hinein!“

Liebröschen hatte es getroffen; aber der Oberförster auch. Ach, Liebröschen hätte doch gar zu gern das Geständniß ihrer Tochter gehabt, ohne es ihr abzufragen! Und ihr Mann hatte, wie sie fürchtete, gegen diese Verbindung nichts gesagt. Er dachte auch nicht daran, daß die Frau von Boisen, daß irgend ein Mensch etwas gegen diese Verbindung unter diesen Umständen haben könnte. Er bestellte also richtig, aber ruhig, Eugenius Grüße an Sophien, und that, als sähe

er die rothe Flamme nicht, die dann über ihr Gesicht schlug.

Die Mutter legte der Tochter tausend kleine Fallen, in denen sie hängen bleiben sollte; aber Sophie hatte zu wohl des geliebten Genius Befehl gehört, alles fest zu verschweigen, und sie schwieg. Die Mutter legte es ihr näher. Sie arbeitete an Sophiens Ausstattung, zwar ohne ein Wort zu sagen; aber Sophie mußte in alle Wäsche die beyden Buchstaben S. B. zeichnen, und das Mädchen wurde so roth, als die Buchstaben, die sie nähete. Aber sie schwieg, und sah nur desto fleißiger nach dem rothen Bande im Fenster.

Der Oberförster, der gern jeden kleinen Triumph über Liebröschen hatte, um sie desto zärtlicher zu lieben, und den sie ihm so gerne gab, krähete laut, da Eugenius so lange ausblieb, und Sophie nicht unruhig wurde. Aber Sophie wußte ja, was er ihr gelobt hatte. Sie liebte ihn desto mehr; weil sie in ihrer Einsamkeit alle ihre Sehnsucht auf sein Bild richtete, und weil kein anderes Bild sie zerstreute.

Boisens Oheim, der den Förster von Zeit zu Zeit besuchte, brachte jedesmahl Nachricht von Eugenius, wie unverführt, wie rein, wie edel er in dem väterlichen Hause von Verführung geblieben war! Wie kräftig er sein Herz und sein Leben bewahrte! Und wie das Leben in der Welt

nur die rauhen Ecken seiner Sitten abschliffe, und nichts weiter.

Sophiens Triumph sah die Mutter, und machte ihn zu einer gefährlichen Falle für Sophien; aber Sophie schwieg. Die Mutter hoffte vergebens. Aber nach dem Bande sah sie oft nicht. »Denn,« sagte sie traurig — »er kommt ja doch nicht!«

Diesen Morgen nun, an dem Eugenius auf sie hoffte, stand sie fröhlich, geweckt von der Sonne, die auf ihr Fenster schien, auf. Sie war gekleidet und entschlossen, gleich früh zu den Nachtigallen an das Wasser zu gehen. Sie trat vor die Thür, und Eugenius Hund sprang fröhlich an ihr auf. Sie sah ihn, sie erkannte ihn, und mit einem lauten Geschrey: »Genius!« flog sie dem Walde zu. Der treue Hund lief schneller vor ihr her. Sie folgte ihm, was sie laufen konnte. Sie rief ihn, sie lockte ihn, sie liebkoste ihm, um wieder zu Athem zu kommen.

Dann gings wieder laufend weiter und weiter, bis sie dann mit dem Geschrey: »Genius!« in seinen Armen lag, an seinem Herzen, an seinen Lippen, in seinen und ihren Thränen.

»Hab ich dich wieder, Geliebte, Schwester, Braut, Gespielinn! O mit welchem süßen, theuren Nahmen soll ich dich nennen? Engel, Heilige, fromme Seele, Treue, Gute! Sophie! Sophie! Das ist der Nahme, der alles in sich

schließt! O, und doch möchte ich einen Nahmen für jede Gestalt, in der ich dich sah; da ich dich zum ersten Mahl auf meine Arme nahm; für jedes Spiel unsrer Kindheit, für jedes unschuldige Spiel; ach! du weißt nicht, wie grausam sie in der Welt mit der Liebe, mit jedem Guten spielen! O meine Sophie! das sind deine blauen, hellen Augen noch; die, wie die ewigen Sterne der Welt, meinem Leben Licht geben, und wenn sie untergehen, o gütiger Himmel! so laß mein Leben mit ihnen verlöschen. Du wärst schöner geworden, sagte mir Boisen. Nein, nein! O es ist mir lieb, daß er Unrecht hat! Wie könnte ich eine Schönere als meine Sophie lieben! Es ist ja noch dein Lächeln, es sind ja noch deine Thränen, noch dein lieber Blick, voll treuer Liebe! O warum schweigst du? O ruf mich wieder: »Genius!«

Nein, sie schlang nur stumm die Arme um ihn. Sie sank auf seinen Schooß, sie legte ihre Hand an seine Wange, ihre Lippen, ihr Auge, ihre Locken, um ihn ganz und immer wieder zu haben.

»Wie stehts zu Hause? ist der Vater gesund?« fragte er nach langem Kosen der Liebe. Und sie erzählte nun, und er wieder, seiner Schwester Trauergeschichte, und wie seine Mutter ihn hatte zwingen wollen, von ihr zu lassen. Und er las ihr triumphirend die Einwilligung seines Vaters und seines Oheims vor. Und die Hoffnung, das

Glück, was nun so nahe vor ihnen stand, hob ihre Freude noch höher.

Sie gingen, die Ältern aufzusuchen, und sie zeigte ihm, was ihre Mutter ihr Spielen mit seinem Andenken nannte, auf dem Heimwege, wie sie jeden Ort, wo er mit ihr gesessen, verschönert hatte, und sie kamen zu Hause; der Vater war in den Forst geritten, die Mutter war auf die Erbsenbreite gegangen.

Wie glücklich waren sie wieder, daß sie allein waren, daß sie erst das rothe Band von ihrem Fenster abbinden, und es ihm zum ewigen Andenken wieder um den Hals binden konnte! Sie zeigte ihm den Garten, die Stube ihrer Mutter, die der Vater hatte ausmahlen lassen, und bath ihn auf einmahl mit heißen, stürzenden Thränen, sie ewig so zu lieben, wie der Vater ihre Mutter.

»Das schwöre ich dir, Sophie, meine liebe Sophie!« Und in dem Augenblick trat der Oberförster, seine Frau an der Hand, ins Zimmer. O Entzücken der reinen Liebe!

»Und nun, Vater, gib mir deinen schönsten Segen Sophien! Sie ist mein! sie ist meine Braut!«

Die Braut stand hinter dem Bräutigam, und betrachtete durch seine Locken erwartend, den Vater, was er sagen würde.

»Wenn es Segen ist, lieber Junge, von Herzen gern! Wissen deine Ältern darum?«

Eugenius zog seine Schrift hervor, und gab sie dem Förster.

»Das ist ja in aller Form! Nun, Gott segne Euch! Aber was sagte die Mutter? von der steht hier kein Wort.« Da erzählte Eugenius, und der Oberförster rieb die Stirn, das Gesicht, schüttelte das ehrwürdige Haupt, und fragte nun zuletzt: »Was meint dein Vater, was nun werden soll?«

»Hochzeit, ohne Zweifel, Vater!«

»Wir werden sehen, mein Sohn! Wir werden sehen! Hat man denn nichts für dein Fortkommen in der Welt gethan?« Die Frage that er; aber er erwartete die Antwort nicht. Er wußte, daß man nichts gethan hatte.

Den Tag darauf kam der donnernde Brief der Mutter mit der Enterbung, mit ihrem Fluch und dem letzten Befehl, den Nahmen Boisen nicht zu führen.

Eugenius gab ihn dem Oberförster. Der las. »Pah, Ihr Gnaden! So ist er mein Erbe. Ihren Fluch haben Sie mit dem Himmel und Ihrer Todesstunde abzumachen, nicht Ihr Sohn; und was den Nahmen Boisen betrifft, so sähe ich für meinen Theil gern, er hätte einen andern.«

»Ich habe einen andern, Vater, Ihren Nahmen, Balke. Ich habe meiner Mutter versprochen, alles, alles zu thun, was sie verlangt, nur das Einzige nicht, von Sophien zu lassen;

und wenn ich Sophien nicht geliebt hätte, Vater, so hätte ich sie doch geheirathet, weil Niemand sie so glücklich machen kann, als ich, das weiß ich. Ich heiße Balke von nun an, und nicht anders. Ich bin auf ewig losgerissen von meiner Familie, glaub mir das, lieber Vater! Mein Vater liebt meine Mutter zu sehr, um sich mit mir auszusöhnen. Meine Mutter hat mich verstoßen, und mein Bruder! o der! meine Schwester ist todt. Was soll mir der unglückliche Nahme, auf dem ein böses Schicksal zu ruhen scheint. Gib mir dein Kind, gib mir alles, deinen Nahmen!«

»Das thät ich gern, mein Sohn, du weißt nicht, wie sehr gern! denn sie gehört nicht unter deines Gleichen. Ja, du freylich auch nicht. Wir wollen deinen Oheim abwarten. Er muß bald hier seyn; denn er hat hier untergeschrieben: »mündlich mehr.«

Der Oheim kam.

Er ging mit dem Oberförster allein.

»Ich sehe Ihre Absicht wohl, Herr von Boissen! Eugenius soll Sophien heirathen; aber wovon leben, wenn ich todt bin?«

Boisen stellte ihm vor, daß das junge Paar auf der Stelle verbunden werden müßte. »Denn wenn Eugenius Vater stirbt, und der Kummer, glauben Sie mir, hat ihm das Herz schon gebrochen: so ist die Mutter Herr, und das Paar getrennt. Leben? wovon? Ich gebe dem jungen

Paare mein Gut Birkfelde als Erb und eigen. Sie nehmen die Documente zu sich. Eugen wird aber nur Pächter des Guts. Den Ackerbau versteht er; die Pacht, die er zahlen muß, wird ihn zur Arbeit anhalten, und arbeiten müssen sie, ich glaube, darin denken wir überein. Sterbe ich, so haben Sie die Documente, und setzen ihn dort als Herrn ein. Ich zittre vor dieser Frau, Herr Oberförster! Nun, wer hat die Frau besser gekannt? Die drückendste Armuth hätte sie vielleicht gerettet. Herr, entbehren können ist der eine Hebel des Glücks im Leben.«

Die beyden Väter umarmten sich. Die Anstalten wurden getroffen. Nach acht Tagen standen der Genius und Sophie vor dem Altare; und um Johannis zogen sie in Birkfelde an, unter dem Nahmen Balke, den Boisen gebilligt hatte.

Aber bis dahin empfanden sie noch recht gut, wie aufgebracht Eugens Mutter war, und wie ihre Rachsucht kein Mittel unversucht ließ, nicht allein das junge Paar, sondern auch, wo möglich, den Oberförster zu verderben.

Boisen bewies dem Oberförster, daß die beyden Untersuchungen, die gegen den Oberförster verhängt wurden, von der Boisen herkamen. »Der Geist Ihrer Tochter verfolgt Sie!« so endigte er den Brief. »Folgen Sie mir!«

Der Oberförster folgte ihm. Das junge Paar

war unter dem Nahmen Boisen copulirt. Man sagte in der ganzen Gegend, das junge Paar ginge nach Westpreußen. Sie fuhren ab, und kamen unter dem Nahmen Balke in Birkfelde an. Dasselbe hatte Eugen seinem Vater geschrieben. Sie waren verschwunden, und die Mutter haßte noch mehr, weil ihr Haß vergeblich war.

Selbst der Sohn des Oberförsters, der längst an der Küste des Meers in Hemmerborg als Pfarrer angesetzt war, erfuhr nicht mehr, als daß seine Schwester, die er unendlich liebte, nach Preußen an einen Verwandten des Oberförsters, Nahmens Balke, glücklich verheirathet war.

So war das selige Paar aus der Welt verschwunden. Oberförsters waren alle Jahr zwey Mahl bey Eugen, und der alte Oberförster schlug oft seine nassen Augen gen Himmel, und sagte: »O Herr des Himmels, wir und sie sind nicht werth der Glückseligkeit, die an uns offenbart wird!« Der Oberförster gestand Liebröschen freymüthig: »Sie sind glücklicher, als wir, Röschen! Auch weiß ich die Ursach. Der Mann ist besser, als ich.«

Das nahm aber Liebröschen sehr übel; und so nahm sie lieber die Schuld auf sich; aber Thränen der innigsten Freude standen beyden bey diesem wollüstigen Zanke in den Augen.

Der alte, trockne Boisen, der sehr laut er-

klärte, daß ihm nicht viel an den Menschen läge, ein Paar ausgenommen, den alten Oberförster und seine Frau, der er sogar zu ihrer großen Beschämung die Hand zuweilen küßte, der alte, trockne Oheim ritt nach Birkfelde schon mit dem Vorsatze, dem jungen Paare den Text zu lesen, wenn er Fehler fände. Er thats auch; aber er kam wieder, und immer in kürzern Zwischenräumen; und immer blieb er länger in Birkfelde, und er sagte dem Oberförster, den er jetzt Herr Vetter nannte, weil der Titel Liebröschen wohlthat: »Ich liebe die jungen Leute, weil sie so glücklich sind, wie keine andern. Und ich liebe sie noch mehr, weil sie noch mehr Glück verdienen, ob ich gleich nicht weiß, wie sie mehr Glück haben könnten. Kurz Herr Vetter, die jungen Leute söhnen mich mit den Menschen aus, die ich sammt und sonders, Sie ausgenommen, — Gott verzeihe mir!«

Dem hartherzigen Manne standen oft die Augen voll Wasser, und das Herz voll Freude, über die unschuldige, wachsende Liebe und über das wachsende Glück, und am Tauftage Eberhardinens, die er und Oberförsters zur Taufe hielten, legte er, brummend wie ein Bär, daß er so dabey weinen mußte, der jungen Frau die Documente, die das Gut zu ihrem Eigenthum machten, aufs Bett, und ging brummend und weinend zum Zimmer hinaus.

Er kam zuletzt gar nicht mehr weg von Birkfelde. Er trug sich mit der kleinen Eberhardine umher, als wäre er das Kind und das Kind die Puppe, mit der er spielte. Hundert Mahl sagte er dem Oberförster: »Liebster Vetter, ich habe, bey Gott! bisher der Zukunft wie ein Mann entgegen gesehen, freylich wie ein Mann, der keine große Schuld dem Schicksal zu bezahlen hat, als das Leben. Jetzt aber — ich wollte, ich wäre todt. Denn wenn ich bedenke, daß menschliche Zufälle, daß der Tod eines Kindes, ach! das bedarfs nicht einmahl! daß das Alter von dieser schönen Blume eines glücklichen, himmlischen Lebens, wie Eugenius und Sophiens, ein Blatt nach dem andern ablöst, ablösen muß; daß, Herr, das Leben ihre Liebe und ihr Glück überleben wird, muß: so könnt ich wünschen, der Tod wäre so barmherzig, dazwischen zu treten, und die Doppelblume, die an einem Stamme blüht, in der vollen Schönheit abzupflücken, und sie in eines Engels Hand zu geben, der sie vor den Thron Gottes trägt. Hab ich Unrecht? Vetter, hab ich Unrecht?«

Der Vetter schüttelte lächelnd den Kopf. Aber der alte Murrkopf, den eine fremde Liebe im Alter noch so weich gemacht hatte, war ein Prophet.

Zehn Jahre hatte ihr Glück, ein stilles, himmlisches, überirdisches Glück gedauert; Eberhardine war sechs Jahre alt: da traf ein Blitz

Eugenius Wohnung, und sie loderte in hellen Flammen auf.

Eugen stürzte aus dem Zimmer dem Geschrey zu, was entstand. Die Flamme leckte an der Treppe mit ihrer verderblichen Lohe. Er stürzte zurück. Er riß Sophien vom Bette auf, er trug sie mit starkem Arm, durch die Flamme auf den Hof hinab.

Sophie schrie jammernd: »Mein Kind! Eberhardine! meine Tochter!«

Der Vater drang wieder durch die Flammen empor. Das Kind sank in seine Arme. Er riß sein Kleid ab, umhüllte das Kind, drang vorwärts durch stürzende Balken, durch der Flammen wildes Gezische, über die glühenden Stufen, hinab. Er legte Eberhardine an der Mutter Brust, und sank zu Boden, mit dem Seufzer: »Leb wohl, Sophie!«

Sie sank in Ohnmacht. Da sie erwachte, lag ihr Mann in dem Hause des Predigers im Bett, und er streckte die verbrannte Hand nach dem theuren Weibe. Man erwartete mit Todesangst den Arzt. Er kam. Er sah den Kranken, und schlug das finstre Auge zu Boden.

Sophie saß wie eine Leiche am Bett, ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer; ohne eine Bewegung, die erloschenen Augen auf den geliebten Mann gerichtet. Er lächelte aus dem Schmerz ihr zu; aber sie lächelte nicht wieder.

Alle fünf Minuten fuhr sie einmahl krampfhaft zusammen. Ihr Vater kam, ihre Mutter, Boisen. Sie wendete ihr Auge auf Keinen. Sie hörte auf Keines Stimme. Nur auf den Arzt wendete sie zuweilen, nicht einmahl fragend, sondern wie sterbend, das Auge.

Da redete er leise sie an: »Dreyßig Jahre habe ich mit dir, Sophie, die schönste Zeit des Lebens, die Kindheit, die Jugend, die Zeit der Kraft, die Zeit des ungetrübten Glücks durchlebt: kann ich schöner sterben, als an der Schwelle des Alters, und für dich, und für deine Tochter? Was war denn der Preis meines Lebens, Sophie? du! dein Glück! Ich habe ihn erkämpft! Für dich sterben, welch ein schöner Tod! Gib mir deine Hand noch einmahl, meine Sophie!« Sie hob die Hand; aber sie gab sie ihm nicht. Auch antwortete sie nicht. Es war, als hätte der Tod ihre Kraft erst gelähmt, ehe er das theure Leben ihres Mannes angreifen durfte.

So saß sie immer Tag und Nacht, ohne Nahrung, ohne Schlaf, ihn betrachtend.

Dann wendete er noch einmahl den Blick auf sie, und sagte: »Soll ich ohne dein Lächeln sterben, Sophie?« Sie erhob sich, sie machte einige heftige Bewegungen. Sie lächelte. So lächelt ein Engel. Er lächelte; denn er sah einen Engel lächeln, und mit diesem Lächeln nahm der Tod das Leben aus der Brust.

Der alte Boisen stürzte aus einem Zimmer in das andere, schickte jeden Menschen, dem er begegnete, in das Zimmer, ob er todt wäre? ob Sophie noch nicht spräche? rief: »Zündet das Haus an, damit sie einen Schrecken hat, und redet. Zündet die Welt an! Sagt ihr, ihre Tochter sey todt! O ich bitte Euch, helft ihr zu einem Worte, und wäre es auch ein Fluch, daß alle Engel sich verbergen müßten! Ich will ihn verantworten.«

Er faßte den unglücklichen Vater im wilden Zorn und weichem Schmerz an der Brust, und rief: »O das ist eine Welt, eine liebliche Welt, du jammervoller Vater! Ich habe dahinten auf den Knien gelegen, und mein altes Leben für das junge Leben, für das Glück gebothen. Der Himmel, glaub du mir, ist so taub wie die Menschen! O ich will auch nichts darnach fragen! Mögen sie sich unter einander zerfleischen, zerreißen, mag das Erdbeben das elende Theater unsers Jammers zerschlagen, der Blitz es anzünden, die Fluth uns ersäufen — Nur zu! nur zu! will ich sagen. Was ist der andere Bettel werth, wenn deine Kinder sterben?"

„Kann er schöner sterben, als für Weib und Kind?" so sagte er eben selbst.

„O geh, du harter Kieselstein, du Stahl! geh mit deiner Weisheit! denn stirbt er, o stirbt er,

so — was soll das Pesthaus voll Pestkranker dann übrig bleiben?"

Röschen war die Muthigste von allen.

Sie tröstete Mann und Tochter, nur den alten Boisen konnte sie nicht trösten, sie besorgte den ganzen Haushalt und alle Geschäfte, obgleich in ihrem Herzen der Schmerz arbeitete, wie in einem.

Das Herz ihrer Tochter war durchaus gebrochen, ihre ganze Seele war erstarrt. Kein neuer Umstand konnte in ihre Seele dringen, nicht das Begräbniß ihres Mannes, nicht der Anblick ihrer Tochter, nicht der gebeugte Vater, der wie ein Schatten um sie her schlich.

Da trat die Mutter an die Seite der Tochter. „Sophie," sagte sie hart — „Dein seliger Mann hat für dich sein Leben geopfert, wie das seyn muß. Er läßt dir aus seinem Grabe sagen, du solltest nicht vergessen, daß er dir eine Tochter zurück gelassen hat, die er liebte. Du sollst ihre Mutter seyn, läßt er dir sagen." Sophie sah die Mutter starr an. „Ich kann nichts mehr, Mutter! Ich kann gar nichts mehr, als sterben. Ich übergebe dir meine Tochter, liebe Mutter!" Das waren ihre ersten Worte wieder.

„Nicht eher, als bist du gestorben bist, wie er," antwortete die Mutter noch härter — „nehme ich deine Tochter."

Eberhardine kam, und lief weinend auf

die Großmutter ein. Die Großmutter sagte rauh zu dem Kinde: „Geh zu deiner Mutter, und sage ihr, sie soll nicht undankbar seyn gegen deinen Vater, der aus Liebe zu dir und ihr starb!"

Eberhardine, so hatte die Großmutter das Kind gelehrt, kniete vor ihrer Mutter, und sagte: „O liebe du mich, um meines Vaters willen! O verstoß mich nicht!"

Das drang in ihre Seele. Sie umarmte das Kind, und die ersten Thränen brachen aus ihren Augen.

Das war wohl gelungen; aber es half zu nichts.

Die Mutter ließ ihre Tochter nicht einen Augenblick mehr von sich. Sie hatte nun in dem Kinde ihren Mann. Aber alle Zerstreuungen, die ihr die Mutter machte, zerstreuten sie nicht. Der Schmerz hatte wie eine Riesenschlange ihr ganzes Herz, ihre Seele, ihr ganzes Wesen umwickelt, und füllte das Herz mit erstarrendem Gifte.

Was sie noch allein freute, sagte sie Niemanden. Sie hatte dem Todten den Ring aus ihrem Haar, den sie unter der Bundeseiche ihm schenkte, mit in den Sarg gegeben. Sie wußte nun gewiß, sie würde ihm nachsterben.

Sie dachte nichts als ihn. Man hätte den Schmerz in ihrem Herzen heilen können; aber wer konnte den liebenden Wahnsinn ihres Kopfes heilen, daß er ihren Ring mit ins Grab genommen,

und sie müsse dem Ringe folgen? Aber ach, dieser Wahnsinn war ja nur der Schmerz ihres Herzens!

Man brachte sie aus dem Zimmer weg, aus dessen Fenster sie auf sein Grab sehen konnte. Man freute sich, daß es gelang. Aus dem andern Fenster sah sie einen Baum, den er gepflanzt, die Morgenröthe, die er liebte, die Natur, die sein war. Jeder Stern, der aufging und unter, redete mit ihr, und erinnerte sie an ihren Ring. O der Schmerz ist zu heilen, der Zeichen haben muß zu Thränen; aber wer heilt den, der in des Herzens Tiefen still und unbeweglich ruht, und die ganze Natur verdunkelt, nur das Grab nicht, das über dem geliebten Herzen steht!

„Ach, es thut mir weh, Mutter," sagte die Trauernde — „daß ich noch einmahl Euch betrüben muß! Kann ich denn dafür, daß ich sterblich bin?"

So sehnte sie sich einige Monathe hin, mit kalten, bleichen Wangen, mit zum Boden gerichteten Blicken. Sie lobte ja alles, den Winter, den kommenden Frühling, die erste Lerche, die milde Luft, die ihrem Leben, so meinte die Mutter, die Gesundheit zurückgeben sollte.

Sie war milder als die milde Luft, freundlicher als der Frühling; denn er hatte ihn ja so geliebt.

Sie trug Boisen auf, für ihre Tochter zu

sorgen; denn das Forsthaus, was bald in eine stille lange Trauer versinken sollte, war kein Aufenthalt für das Kind. So sagte der Oberförster selbst.

Boisen, dessen Gedanken jetzt nichts waren, als das kurze, kleine, arme Leben, und das erhabene Grab, und Gott; dessen Träume nichts waren, als Leichenzüge, und der Auferstehung unaussprechliche Freude, sah dieses Mahl den Tod mit Muth heranschreiten. Ich bitte Euch, wollt Ihr um ihr Leben bethen? Bedeckt nicht der dunkle Mantel des Todes das glückliche Paar gegen alle Schmerzen des Lebens? gegen des Alters Hinfälligkeit? gegen die Furcht vor dem Tode selbst? Wäre Solon hier, lieber Balke, würde er nicht sagen: „Die sind glücklich. Sie legten sich in den Tempel ihrer eigenen Liebe hin, und erwachten nicht wieder.“ Und würde er nicht daraus beweisen, daß der Tod besser ist, als das Leben, und daß die Trauer um die Gestorbenen nichts ist, als das eigennützige Jammern um unsern eigenen Schmerz?“

Er versprach also Sophien, für ihre Tochter zu sorgen.

Sophie drang darauf, sie sollte einfach auf dem Lande erzogen werden, ohne zu wissen, daß sie reich wäre.

Das Haus ihres Bruders wurde dazu erwählt. Sie kannten den edlen Mann alle.

Der Oberförster versprach, auch dem Bruder

den wahren Nahmen des Kindes und ihr Vermögen zu verschweigen. Man setzte das vier und zwanzigste Jahr fest, wo sie alles erfahren sollte, und Boisen nahm es auf sich, die Sache abzuändern, wenn es nöthig seyn sollte.

Sie schrieb an ihre Tochter, und verwies sie an den Herrn von Boisen in Birkfelde, oder an den dortigen Prediger, der ihr über gewisse nothwendige Dinge Nachricht geben würde. Sie erzählte ihrer Tochter ihr glückliches Leben mit ihrem Manne; ihren glücklichen Tod mit ihm, der Eberhardinen das Leben gerettet hatte.

Sie schrieb lange, bald kleine Aufsätze, bald längere, über das Leben, über den Tod, über die Liebe, über das Glück, inhaltschwere Gedanken; denn eine Sterbende wars, die sie schrieb. Sie bezeichnete die Papiere mit Nummern. Boisen siegelte sie ein, und Sophie machte die Aufschrift an ihren Bruder.

Nun war alles vollendet. Sophiens Seele war wie ein Tempel der Alten, dunkel und still. Aber im Dunkel stand die Gestalt der Gottheit. Sie war nie so heiter gewesen als jetzt, sie schaute den Tod so lange mit Lächeln an, bis er die Gestalt ihres Genius annahm, und sie fragte ihn an jedem schönen Morgen: „Kommst du heute?" bey jeder Abendröthe: „Suchst du mich morgen?" Ach, sie gab ihren trauernden Verwandten mit ih-

rer Heiterkeit, mit ihrem festen Glauben an die Ewigkeit, mit den heiligen Bildern in ihrer Seele mitten in dem Schmerz ein Entzücken, das einst in Gestalt eines Engels an ihrem Sterbebette stehen wird.

„Ich lerne sterben!“ sagte der Oberförster.

„Ich lerne leben!“ rief erhabener Boisen.

Da fanden sie Sophien einen Morgen todt im Bette. Der Tod hatte ihr nichts genommen, als das Leben, nicht das Lächeln des lieblichen Mundes; er hatte nicht einmahl das Grübchen in der Wange ausgefüllt. Die Hände waren zum bethen gefalten, die Augen zum Schlaf geschlossen.

Es war eine Stille im Hause, im ganzen Dorfe, als ob eine Welt über den Leichnam trauerte. Alles wurde erfüllt, was sie gewünscht hatte. Sie ruht neben dem Geliebten.

4.

Nachdem Eberhardine die Thränen, die sie bey dem Lesen dieser Papiere vergossen, abgetrocknet hatte, sah sie ihren Mann erwartend an. Er schwieg. Sie sagte: „mir ists, als klänge dieser Nahme Birkfelde, und alle die Nahmen, die ich zum ersten Mahle höre, Sophie und Genius, aus meiner Kindheit zu mir herüber. In

meinen Träumen, lieber Mann, weiß ich mehr davon. Ich bin oft in Flammen, und jedesmahl werde ich durch Flammen weggetragen. Mir ists, als sehe ich jetzt den Leichnam meiner Mutter im Sarge mit Blumen geschmückt. Hab ichs gesehen; — oder haben diese Briefe meiner theuern Mutter erst diese Bilder geschaffen? In Preußen sollen meine Ältern gelebt haben, und jetzt wieder in Birkfelde? Und kommt dir es nicht so vor, als hieße mein Vater Boisen, und nicht Balke? Das alles beunruhigt mich, und du sagst kein Wort?"

„Wir sollen eine Reise nach Birkfelde machen, liebes Dinchen; die Reise wird Geld kosten, und hinzureisen, befiehlt dir ausdrücklich deiner Mutter Brief."

Sie seufzten beyde.

„Laß uns schlafen gehen, liebster Ferdinand! Der Schlaf ist darum eine theure Gabe Gottes, sagte der Patriarch; weil er dem Menschen neuen Muth gibt, und jeder Unruhe die größte Hälfte der Dornen abstreift."

Sie legten sich nieder, und am andern Morgen brachte ein Bothe von der nächsten Post ein großes Paket. Es enthielt eine beträchtliche Summe Geld, und ein paar prächtige weibliche Anzüge, mit den Worten: „zu der Reise nach Birkfelde." Nach fünf Minuten stand Eberhardine in dem einen Kleide vor ihrem Manne und dem

kleinen Spiegel. Das Herz pochte ihr doch unruhig, und wohl besonders, weil ihr Mann sie mit einem neuen Entzücken umarmte.

„Wir wollen aber nichts ändern an unserm glücklichen Leben.“ sagte sie, wieder in ihre Hauskleidung schlüpfend, und der Mann umarmte sie aufs Neue, noch herzlicher. Ein kleiner Wagen und ein Paar Pferde waren bald gekauft, und Vater und Mutter, Ferdinand und Therese stiegen an einem schönen Morgen in den Wagen, und reisten nach Birkfelde ab.

Sie kamen an, und ließen sich bey dem Herrn von Boisen melden. Dinchen erkannte den Herrn von Boisen mit dem ersten Blicke. „Mein Himmel,“ sagte sie, ihm freundlich die Hand reichend — „sind sie das?“

„Ja, liebes Kind, ja, ich!“

„Den ich abschatten mußte?“

„Ja.“

„Der mit in unserm Stammbaume steht?“

„Eben derselbe.“

„Und sie sind Herr von Boisen?“

„Der bin ich.“

„Meiner Mutter Freund?“

„Und deiner!“

„So kamen sie wohl meinetwegen zu meinem Oheim?“

„Deinetwegen. Ich mußte ja sehen, wie dir es ging, um zu helfen, wenn's Noth that.“

„Ach, und doch hätte ich bald des Deichgrafen Frau werden müssen!“

„Nein; ich wäre aus meinem Versteckwinkel hervorgetreten. Deinen Mann kannte ich längst, wußte längst, welch ein Ehrenmann er war.“

Da erinnerte sich Braune, daß dieser Herr von Boisen bey ihm gewesen, und eine lange Unterredung über das Leben, über das Glück, über die Zukunft mit ihm gehabt hatte.

Der Alte lächelte. „Ich, das war ich, und ich war recht oft nachher in Holm, und sah nach, was das junge Paar machte. Gottlob Kinder, Ihr wart Eurer Ältern werth! Aber nun, junge Frau,“ fuhr er fort, Dinchen von oben bis unten besehend — „der Anzug da ist fast zu arm für eine arme Predigerfrau, wie viel mehr für die reiche Besitzerinn dieser Güter! Denn da! sieh hin!“ er öffnete ein Fenster — „so weit dein Blick sieht, ist alles dein.“

„Mein Blick,“ sagte Dinchen, ihre hellen Augen auf ihren Mann und auf die beyden Kinder richtend — „reicht nicht weiter, als bis hierher.“

„Gut! Und deine Großmutter, die stolze Frau von Boisen, die deine Ältern haßte, deinem Vater statt des Muttersegens ihren Fluch gab, ist auch hier.“

„Hier? Gott! denn was ich von ihr gelesen, so wenig es war —“

„Zittre nicht Dinchen! Die Vergeltung hat sie ergriffen. Die stolze Frau trat nach dem Tode ihres Mannes, ihrem Sohne, deinem Oheim, Alexander, dem hartherzigen Teufel, ihr Vermögen ab; und der Undankbare mißhandelte die Mutter, bis sie ihn verließ. Dann ließ er sie darben.“

Es war so, wie Boisen erzählte. Alexanders Frau — die Mutter hatte diese glänzende Verbindung geschlossen — war eben so habsüchtig, wie die Mutter, die auf ihr weggegebenes Vermögen noch immer trotzte. Ein furchtbarer Haß entstand unter den beyden Weibern. Aber in diesem Kampfe siegte die junge Frau vollkommen. Die Schwiegermutter wurde von den glänzendsten Gesellschaften ausgeschlossen. Unter dem Vorwande einer neuen Einrichtung des Hauses, wurde sie auf ein kleines Hinterstübchen verjagt. Ihre Jungfer, die ihrer Frau Partie, und mit Eifer nahm, wurde aus dem Hause verwiesen. „Meine Jungfer steht zu ihrem Befehl, wenn ich sie nicht gebrauche,“ lispelte höhnisch die junge Frau. So sank die Mutter von einer Stufe ihres ganzen Glücks, bis auf die tiefste Stufe des Elendes herab, wo sie allein, verlassen auf ihrem Hinterstübchen saß, in dem jeder vorfahrende Wagen über ihr Herz rollte. Sie fand keine Freunde, und so war sie furchtsam geworden. Boisen hatte sie bey dem Tode ihres Mannes vor ihrem

Sohn gewarnt. Sie hatte sich, ihn beleidigend, in aller Feindschaft von ihm getrennt. An ihn, von dem sie allein Hülfe erwarten konnte, durfte sie sich nicht wenden.

Sie wendete sich noch einmahl, sich lange auf diese Stunde vorbereitend, um Muth zu haben, an ihren Sohn.

Er hörte lächelnd die Klagen der Mutter, die aus einem gebrochenen Herzen kamen, an, und wurde nicht gerührt. „O," rief sie — kannst du mich, deine Mutter, die dir das Leben, ihr Vermögen gab, ungerührt in dieser armseligen Kleidung sehen, verstoßen in ein dunkeles, enges Kämmerchen, was sonst für meine Domestiken zu schlecht war? verstoßen, so hart verstoßen, von deinem Tische, aus deinen Gesellschaften? verspottet, verachtet von deinen Leuten? O daß Rosamunde noch lebte!"

„Die Sie ins Grab warfen?"

„O daß mein Sohn Eugen noch lebte!"

„Den Sie enterbten, und verfluchten?"

„Da erstarrte das Mutterherz, und ihre Stimme und ihr Muth. Sie wendete zum ersten Mahle den Blick gen Himmel, und sagte: „ich habe es verdient! Aber mußtest du es seyn, Alexander, mußtest du der Henker seyn, der mich foltert? O!"

Sie schlich bebend und furchtsam auf ihr Krämmerchen zurück.

Von ungefähr hörte sie, daß Boisen in der Stadt war. Sie bath ihn schriftlich um einen Besuch. Und nun zitterte sie vor diesem Besuche; denn das hatte ihr Sohn gesagt: was würde der Fremde, der Freund Eugens nicht sagen?

Boisen kam. Er erstaunte vor dem Aufenthalte der Frau, vor ihrer Kleidung; aber er erstarrte, da endlich die Mutter, durch seine Güte kühn gemacht, ihm ihre letzte Unterredung mit ihrem Sohne erzählt hatte. „Ja, Nichte," rief er erblaßt, und stieß den Stock auf den Boden — „er hat die Wahrheit gesagt! aber, bey Gott, dem Vergelter! er soll sich auch hören. Kommen Sie mit mir! Keinen Tag länger sollen Sie unter diesem mit Fluch beladenen Dache bleiben. Mein Wagen hält vor dem Hause. Kommen Sie, wie Sie sind!"

Er ergriff ihren Arm, aber statt sie an die Treppe zu führen, die trostlose Mutter, die ihre Augen mit ihrem Tuche bedeckt hatte, führte er sie in den Gesellschaftssaal, wo der ganze Adel versammelt war.

Die Mutter bebte; aber sie mußte folgen.

Der Anblick der schlechtgekleideten Frau an dem Arme des Alten, dessen Gestalt, und dessen zornig funkelnde Augen Ehrfurcht gebothen, machte den Saal so still, wie ein Grab. Alexander trat erschreckend hervor. Boisen hielt sein Rohr ihm entgegen, um ihn in der Ferne zu halten. —

Dann sagte er: „das ist deine Mutter! Bösewicht, bitte Gott, daß deine Frau nicht Mutter wird! Sie wird dir die unversöhnlichen Rachgöttinnen ans Licht bringen. Du wirst den Nahmen Vater verfluchen, wie hier deine Mutter den Nahmen Sohn verflucht!“

Diese Worte sagte er langsam, feyerlich. Ein geistiges Schrecken ergriff die ganze Gesellschaft. Bleiche Gesichter starrten die Mutter, den Sohn und den kräftigen Alten an.

Er wendete sich um, und verließ den Saal und das Haus.

Boisen hatte die Mutter furchtbar gerächt, denn in einer Stunde war der ganze Saal leer; und der Sohn stand, an den Nägeln käuend, allein mit seiner tobenden Frau, die Himmel und Erde um Rache für den Alten anrief.

Boisen brachte die Mutter nach Birkfelde. „Sie wissen,“ sagte er — „Sie wissen, Nichte, daß ich geschworen habe, nichts mehr für Sie zu thun. Ich bringe Sie aber in das Haus einer jungen, edlen Frau, die mit Freuden eine unglückliche Mutter aufnehmen wird.“

„Wer ist diese Frau?“ fragte die Boisen furchtsam.

„Die junge Frau eines Predigers, Braune. Sie ist nicht hier. Aber ich bin ihr Vormund, und so, ich bitte Sie, seyn Sie ruhig! Man

nimmt Sie mit offnen Armen auf.“ Sie traten in das schöne Haus.

Boisen bath die Mutter, sich ihre Wohnung auszusuchen. Sie wählte sich ein kleines abgelegenes Zimmerchen.

Boisen gab ihr ein paar schöne Zimmer. „Ich wohne selbst hier, wenn ich hier bin.“

Die Frau von Boisen begriff das Verhältniß nicht, in dem sie mit der Besitzerinn dieses Gutes stand. Sie war ängstlich.

Boisen sagte trocken: „seyn Sie ruhig, Nichte! Es fehlte dem Hause hier an einer Aufseherinn. Ich bin nicht immer hier. Sie hätten Zeitvertreib, wenn Sie die Oberaufsicht übernehmen wollten.“

„O recht gern! recht gern!“ Die Domestiken wurden der Frau von Boisen vorgestellt. Sie lächelte wohl ein wenig bitter, daß sie hier unter einer Predigerfrau stehen mußte; aber man behandelte sie hier so ehrerbiethig, als wäre sie die Besitzerinn des Gutes, daß sie nichts zu tadeln fand.

Boisen ging auf sein Zimmer, und sie war allein.

Da trat sie in ein Zimmer, und gegenüber an der Wand hing das Bild ihres Sohnes Eugens. Sie erschrack, aber sie hielt dennoch den Blick fest auf dem Bilde. „O Eugen!“ sagte sie, bittend die Hände zusammenfaltend. Da sie aber ihre Blicke in dem Zimmer umher schlug, erschrack

sie noch mehr. „Gott, wo bin ich?“ rief sie — „was habe ich zu erwarten?“ Sie glaubte mit jedem Augenblicke ihren Sohn Eugen in das Zimmer treten zu sehen; denn das Zimmer schien eben erst von seinen Bewohnern verlassen zu seyn. Da hing ihres Sohnes grüner Rock, der runde Hut darüber. Da stand seine Büchse, und an der Büchse hing ein Strohhut der Frau. Auf dem Tische lag ein Strickzeug, neben einer Kinderpuppe. Das Zimmer war bewohnt, es war das Zimmer ihres Sohnes, den sie nun todt glaubte. Sie warf wieder die nassen Augen auf Eugens Bild. Neben ihm hing das Bild einer engelschönen jungen Frau, deren Gesicht die Frau von Boisen erkannte. Sie sah ihrer Mutter, der Oberförsterinn, zum Reden ähnlich. Da hing noch der Oberförster, die Oberförsterinn auch, und Boisens Bild. Sie zitterte vor der Ueberraschung.

Aber die Ausgeberinn, die zu ihr in's Zimmer trat, bedeutete sie.

„Der Herr von Boisen ließ, bey dem Tode unsrer, ach! so geliebten jungen Herrschaft —“

„Wie hieß sie denn?“

„Balke hieß der Herr, die Frau war des Oberförsters Tochter da.“ Sie zeigte an die Wand.

„Und der da?“ fragte zeigend die Mutter.

„Das war unser Herr Balke. Bey ihrem Tode befahl der Herr von Boisen, ihr Wohn-

zimmer — denn weiter war der Brand nicht gekommen — gerade so zu lassen, wie es den Tag vor dem Brande gewesen war, um es zum Andenken der Aeltern für die Tochter aufzubewahren. — Das alles darf hier niemand anrühren."

„Wo ist die Tochter?"

„Bey ihrem Oheim. Sie kommt erst wenn sie vier und zwanzig Jahr alt ist. Das ist der Befehl ihrer sterbenden Mutter. Der Herr von Boisen weiß alles."

Boisen trat eben in's Zimmer. „Gott, lieber Oheim!" sagte sie, tief bewegt — „ich dachte, mein Sohn lebte. Hier wohnte er also, und das alles, sein Rock, seine Büchse, sein Hut, seiner Tochter Puppe, und — meiner Schwiegertochter Hut dort, und hier ihre Arbeit! O Herr von Boisen, darf ich's berühren?" Boisen nickte. Die Mutter nahm das Strickzeug, küßte es, und trocknete ihre Thränen damit ab. Dann drückte sie des Sohnes Rock an ihre Brust. „O mein Gott," sagte sie — „hieß er denn Balke? warum denn?"

Sie hatten ihm ja seinen Nahmen untersagt." Sie wendete sich seufzend ab.

„Und dieses Gut," fuhr sie wieder fort — „war sein Eigenthum? O Sie großmüthiger Mann! Und meine Enkelinn ist jetzt die Besitzerinn des Gutes? O sagen Sie mir alles, lieber Oheim! Ein Prediger ist ihr Mann?"

„Ja, aber er steht in einem der schönsten

Stammbäume, die ja ich gesehen habe. Ein armer Prediger, so arm, daß ihn die junge Frau aus Mitleiden nahm, so wie er sie; denn sie war eben so arm."

„Arm? und dieses Gut?"

„Sie weiß, nach dem Befehl ihrer Mutter und auf meinen Rath, nicht ein Wort von dem Gute. Ihre Aeltern hatten erfahren, wie gefährlich der Reichthum seyn kann." Hier seufzte die Mutter.

„Auch will ich wetten, hätte sie den armen Prediger nicht bekommen, war sie Fräulein Boisen und reich."

„O, wo ist sie? wo ist meine Enkelinn?"

„Sie kommt, sobald es Zeit ist."

Mehr brachte die Mutter von ihm nicht heraus. Aber sie hörte von andern, von den Leuten im Hause, von dem Prediger, von dem Justizamtmann, mit denen allen sie höchst freundlich umging, wie unendlich glücklich ihr Sohn mit seiner Sophie gelebt hatte; wie tugendhaft, wie ehrwürdig die ganze Familie, deren Haupt der Oberförster gewesen war, nicht nur dem Dorfe sondern der ganzen Gegend gewesen war. Ach, sie mußte oft gen Himmel sehen, weil sie vor Beschämung die Erzählenden nicht betrachten konnte! Sie verglich ihr Leben mit dem Leben dieser glücklichen Familie, und ihr Herz schlug in schmerzlicher Reue.

Sie fing mit Eifer an, die Aufseherinn des Gutes zu werden. Und sie fing an zu fühlen, daß nützliche Beschäftigungen fähig sind, eine ruhige, sanfte Glückseligkeit zu verleihen.

Manchmahl kehrten die alten Wünsche zurück; aber Boisens strenger Blick hielt sie ab, und so hatte sie ihre Geschäfte und ihren Umgang schon lieb gewonnen, da ihre Enkelinn angekommen, und mit Boisen im Gespräch über sie war.

Boisen hatte Eberhardinen alles erzählt. Er führte sie nun in das Wohnzimmer ihrer Aeltern.

„Sieh, Dinchen, wir haben hier unsern Stammbaum auch. Das war dein Vater, das deine Mutter, das der edle Oberförster, und das Liebröschen, die Liebröschen blieb bis in den Sarg; das sind deiner Aeltern Kleider!“ — Dinchen war außer sich. Sie küßte der Mutter und ihres Vaters Kleid. Sie benetzte es mit Thränen. Sie schlug der Mutter Halstuch um ihre Schultern, sie setzte den Hut der Mutter auf ihre Locken. Ihr Mann hingegen hätte gern die Puppe geküßt, weil damit seine Dine als Kind gespielt hatte. Er hatte ein wahres Verlangen darnach; und wäre nicht der strenge Boisen da gewesen, wer weiß, was er gethan hätte.

„Hier will ich wohnen,“ rief Eberhardine, ihrem Mann an die Brust fallend; obgleich es in der ersten Stunde ihr Entschluß gewesen war,

ihre Pfarre an der See nicht zu verlassen. „Hier laß uns wohnen, liebster Mann, und so glücklich seyn, als unsre Aeltern gewesen sind!"

„Darauf rechnete ich, Kinder!" rief Boisen voll Freude — „und glücklich werdet ihr seyn! Mein Alter hat mich zu einem Propheten gemacht."

Nun gingen sie zu der Frau von Boisen.

Eberhardine gestand Boisen, daß sie sich vor diesem Besuche fürchtete. Aber da sie in das Zimmer trat, und die Großmutter, die sehr einfach gekleidet war, ihre Enkelinn sogleich erkannte, statt ihr mit offnen Armen entgegen zu gehen, erblaßte, die Hände gen Himmel hob, und mit rührenden Tönen sagte: O Geist meines Sohnes, steig auf deiner Tochter Herz herab, daß sie gütig ist!" so war auf einmahl Eberhardinens Furcht verschwunden. Eine süße Wehmuth zog in ihr Herz. Sie warf sich zu den Füßen ihrer Großmutter, küßte ihre Hände, und rief: „O geben Sie Ihrer Enkelinn Ihren Segen!"

„Segen? o Kind! liebes Kind, o Tochter meines verstoßenen Sohns, meine Lippen haben keinen Segen! Meine Hände darf ich auf kein Haupt segnend legen; ich darf sie nur falten zum Gebeth. O meines Sohnes Tochter, mein Kind, meine Enkelinn!"

„O Mutter, nehmen Sie Ihre Enkelinn an den mütterlichen Busen, aus dem mein Vater Leben trank, o nehmen Sie —."

Da wendete sich die arme Mutter schluchzend ab, und sagte zu Boisen: „Die Vergeltungsstunde ist gekommen, Oheim! und hart, hart strafend!"

„Aber auch der Versöhnung schöne Stunde, Nichte, an dem Herzen Ihrer Enkelinn."

Da warf die Großmutter ihr Haupt, verbergend, in den Busen der Tochter, und weinte laut, und da fanden sich die Lippen der Mutter und Tochter, und die Tochter, eingedenk des ehrwürdigen Alters der Mutter, kniete noch einmahl, und die Mutter, erhoben von der Stunde der Vergeltung und Versöhnung, legte die zitternde Hand auf die Stirn der Tochter, zum Segnen, und Boisen rief: „nun, zum Geyer! gab's in allen Ihren Gesellschaften eine solche Stunde?"

„Nein," antwortete die Nichte — „aber es ist gut, daß Ihre Bemerkung den schönsten Triumph meines Lebens mildert."

„Pah, das sollt er nicht: denn mir stehen ja selbst, Freuden und Triumphthränen in der Brust! Nichte, auch wir sind versöhnt!"

Nun brachte Dinchen die beyden Kinder. „Mein Sohn Ferdinand, meine Tochter Therese!" Sie sagte weder Boisen, noch der Großmutter, daß Ferdinand ihr Sohn nicht war.

Der erste Empfang war nun vorüber. Alle Anstalten wurden nun getroffen für ihr hiesiges Leben. Braune und seine Frau reisten schnell zu-

rück. Braune legte sein Amt nieder. Eberhardine besuchte ihre Tante. Sie beschenkte sie mit reicher Liebe, und erhielt von der Tante den Stammbaum, den sie selbst gemacht, und den Braune sich schon längst zum Andenken des alten ehrwürdigen Patriarchen gewünscht hatte.

Die junge reiche Frau nahm ringsum freundlich Abschied. Sie stiegen mit Marien und ihren Kindern in den Wagen, und kamen in Birkfelde an.

Sie gaben sich noch einmahl die Hand darauf, daß sie an ihrem glücklichen Leben sehr wenig ändern wollten. „Und nun," rief Dinchen, ihren Arm um ihres Gatten Hals legend — „nun springe ich muthig und froh mit dir in das neue, alte Leben hinein. Sorgen werden wir nicht mehr haben, als die eine, woher wir Sorgen nehmen werden. Denn die kleinen Sorgen, wie soll das werden? und die Freude, wenn es geworden ist, lieber Mann, gehören zum Glück, wie an die Rose die weichen Dornen. Man pflückt sie nur vorsichtiger."

Er sah ihr lächelnd in's Gesicht, und drohete nur mit dem Finger. „Gebe der Himmel, daß wir nie eine größere Sorge haben, als die, daß alle Dornen, die das Geschick für uns hat, nichts sind, als die weichen Dornen an den Rosen der Freude! Eberhardine, nehme der Himmel mir alles, nur dich nicht, und meine Kinder, und die

Gesundheit, und Brot satt gebe er: so, hier ist meine Hand, so will ich glücklich seyn."

„Ich auch!" Sie gaben sich die Hände darauf.

5.

Daß Braune und die freundliche Eberhardine auf ihren Reisen an das Meer, und wieder nach Birkfelde noch allerley redeten; daß ihnen der Reichthum im Grunde nicht so gefährlich vorkam, als sie sagten; daß sie allerley Plane auf diesen Reichthum gründeten, versteht sich ohnehin; aber diese Plane betrafen nicht sie selbst und ihr Leben, sondern die Menschen, mit denen sie lebten, und derer Glückseligkeit. Sie selbst wollten an ihrem Leben nur wenig ändern. Aber die freundliche Idee, rings um sich her, so weit ihr Arm und ihre Macht reichte, ein Paradies voll Unschuld, und voll Glück zu erbauen, füllte ihre Herzen ganz, so ganz, daß Dinchen gern im ersten Augenblicke den Baum des Lebens gepflanzt hätte, wenn's nur zu machen gewesen wäre; und überdem fielen ihr alle Augenblicke des Patriarchen, ihres Oheims Sprüchwörter ein. Es war, als sähe sie ihn, wie er sagte: „Eile mit Weile! Und hast du etwas recht Gutes vor, Dinchen, was also lange dauern soll: dann Eile mit Weile! Rechne auf keinen Engel in deiner Unschuld, der dir helfen soll. Du sollst nicht nur

das Gute thun; du sollst es mit Verstand thun: darum Eile mit Weile! Gott bedarf der Menschenhände nicht; aber des Menschen Hand bedarf des Verstandes, darum —"

„Eile mit Weile!" rief das ganze Haus.

Ein harter Granit ist mit dem Meisel zu bearbeiten; der Diamant läßt sich leichter in Gestalten schleifen, als menschliche Sitte, Gewohnheit und Art zu denken. Sturm und Erdbeben, Wasserfluth und Feuer zerstören wohl; aber die Zeit allein mit ihrem leisen Schritte gestaltet und ändert und bessert. Das sollten die Minister bedenken, deren Gesetze oft nichts als ein Erdbeben sind.

Das fiel ihm und ihr ein, und wenn Dinchen zu rasch vorschritt: so hob er den Finger und sagte: „Eile!"

„Mit Weile!" antwortete sie lachend.

Die junge Frau machte rings im Dorfe ihre Besuche, bey den Armen und Reichen, bey Alt und Jung, aber ohne die vornehme Demuth, sondern mit anmuthiger, lachender Freundlichkeit. — Sie gab nicht, wo die Armuth forderte, sondern sie rieth, sie überredete, sie suchte die Quellen der Armuth, und lehrte sie zu verstopfen. Sie kannte alle Kinder des Dorfs, und liebte sie alle. Sie kam in die Schule, wo ihr Mann von Zeit zu Zeit unterrichtete. Der Prediger, durch Braunens Beyspiel thätiger gemacht, half. Was in Holm angefangen war, wurde hier vollendet, die Schule

wurde der Lieblingsplatz der Kinder; der alte Schulmann, ein verständiger, ehrlicher Mann, erhielt Achtung, und fing an, sie zu verdienen. Herr Braune erschien sogar im Wirthshause, auf der Kegelbahn; aber ohne zu predigen, selbst da es öfter geschehen war, ohne zu stören. Ferdinand hatte seine Spielstunden mitten unter den Knaben des Dorfs von seinem Alter, und Therese unter den Mädchen, und nach und nach wurde der Spielplatz in den herrschaftlichen Garten verlegt. Es war keine Taufe, keine Trauung, kein Begräbniß, an denen Braune und die gütige Dine nicht Theil genommen hätten, mit einem kleinen, ehrenden Geschenke, oder mit mitleidigem Troste. Das Erndtefest wurde ein allgemeines Dorffest. Alles ging so gut, daß Dinchen schon oft glaubte: der Lebensbaum stände da ausgebreitet, das ganze Dorf überschattend. Boisen, der auf sein Alter noch an Zauberey glaubte, war Dinchens Meinung; aber Braune hatte Recht und der Patriarch, daß ein Diamant leichter zu ändern ist, als der Mensch. Aber die Einwohner dieses Dorfs wurden ihres Lebens froher; und froher werden ist auch besserwerden, obgleich die ungeduldige Eberhardine auch fast daran nun nicht glauben wollte.

„Ach, die Pfarre an der See!“ konnte sie wohl manchmahl seufzen.

„Wir hatten mehr mit uns selbst zu thun,“

sagte Braune — „mehr Bedürfnisse, mehr Wünsche.“

Auch bey der Erziehung der Kinder seufzten er und sie zuweilen: „ach, die Pfarre an der See!“ denn Dinchen hatte den Entschluß gefaßt, ein Ideal von Erziehung anzustellen. Auch Braune wollte das zuweilen auch.

Nun aber arbeiteten an den Kindern die Großmutter, Boisen, das ganze Haus voll Leute, das ganze Dorf.

„Am meisten und am schwersten der Reichthum, liebes Dinchen, und die Schmeicheley.“

„Auf der Pfarre an der See, fanden wir und unsre Kinder nicht einen Schmeicher.“

„Laß uns thun, was wir können; das übrige sey Gott befohlen!“

Braune ließ einen Hofmeister kommen, und theilte mit dem den Unterricht. Boise verlangte Unabhängigkeit für die Kinder, für die Knaben zum wenigsten. Vater und Lehrer waren eins mit ihm. Dinchen, wie alle Weiber, verlangte Gehorsam, und unbedingten, wie immer die Liebe, und hielt am wenigsten darauf. Braune fand Gehorsam, weil er am wenigsten befahl. Die Kinder lebten glücklich, und wuchsen herrlich empor; denn das Beyspiel der Tugenden ihrer Ältern ersetzte doppelt alle Fehler der Erziehung. Es entstand unbemerkt ein kleines Paradies voll Unschuld, und die Kinder waren die Engel darin. Die Er-

ziehung war bald hart spartanisch, bald ein wenig zu weichlich; aber die Kinder blieben unter beyden Zonen, der heißen und der kältern gleich gut.

Niemand sah, daß Ferdinand nicht zu den andern Kindern gehörte — so ähnlich war er seinen Geschwistern — als allein Braune und Dine, die wußten, er war ein Fremder. Er zeichnete sich durch eine Heftigkeit in allem aus. Er war zu weich, er war zu muthig. Er übertrieb alles. In den Monathen, da man spartanisch erzog, hätte er lieber gar nichts gewollt. Er hätte mögen den Diogenes übertreffen, und doch liebte er die Pracht, Feste und alles Schöne. Er war der Wildeste unter allen, ohne ungestüm zu seyn, und doch ließ er sich am leichtesten lenken.

Er stahl sich oft von den Kindern des Dorfs weg mitten aus der rauschenden Freude, die er hervorgebracht hatte, in die stillste Einsamkeit, ohne einen Grund davon zu wissen. Er mußte. Er war herrisch und nachgebend zugleich. Er zürnte leicht und heftig, und noch leichter vergab er, wenn er beleidigt war. In den Lehrstunden schweifte er am meisten ab. Seine Phantasien waren lächerlich; aber immer riesenhaft, und dennoch weich und traurig dunkel. Er wurde von jedem Geistermährchen heftig angepackt. Er glaubte an jedes, und in seinem Herzen arbeitete eine gestaltlose Welt sich empor, voll furchtbarer Erscheinun-

gen, die aber immer mehr Licht gewann, je mehr er sie an seinen Unterricht anreihen konnte.

Dabey war er gewiß, zu großer Freude Boisens, der Anführer aller gefährlichen Unternehmungen und aller Neckereyen. Es war nicht Einer im Dorf, dem er nicht einen Streich gespielt, und dem er nicht irgend eine Gefälligkeit erwiesen hätte.

Alle Welt hatte ihn am liebsten; denn er traf jedes Menschen Ton, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen.

Er war in der Gegend zwey Meilen umher so bekannt, wie in dem väterlichen Garten; denn er mußte jedem Fußsteige, jedem Bache nachgehen, jeden Berg bis auf den Gipfel erklettern, jedes Thal hinab, und weiter, und immer weiter; und bey diesen Reisen war er immer allein.

Er zitterte vor dem Gespenste, das in einer alten Burgruine umgehen sollte; aber er mußte dennoch allein hin. Er saß schauernd in dem alten Gemäuer oft, bis die Dämmerung seinen Geisterschauer erhöhte.

Er lebte in der frohen Welt seines Dorfs mit allen, und er hatte seine Welt für sich, die er mit Keinem theilte.

So wuchs er empor, unter dem klaren Unterrichte seines Vaters und Lehrers, in der freyen Natur, unter den beständigen angestrengten Übungen seines Körpers, ein stolzer Jüngling.

Braune sah recht wohl, wie in des Jünglings Brust jetzt die Phantasie, das Herz, das Blut und die Ruhmbegierde alle auf einmahl, die Riesenflügel erhoben, wie der Zugvogel, den die Frühlingslüfte anwehen. Er zog ihn näher an sich, und ließ ihn lernen und arbeiten, und schreiben unablässig. Der Vater machte dem sich ausdehnenden Geiste des Jünglings Raum. Er nahm ihn mit auf kleine Reisen. Er fing Englisch mit ihm an, und gab ihm den Shakspeare in die Hand, und die Geschichte der Welt, einen höhern Shakspeare. Er leitete die schwellende Kraft, die wie die Samenschote einer Balsamine, bey der kleinsten Berührung, aufspringt, auf die Wahrheit, auf die Tugend und auf das Schöne.

Er war Willens gewesen, ihn gerade jetzt auf eine Schule zu senden; aber er wagte es jetzt nicht. Er öffnete ihm jetzt alle Pforten des Lichts und der Philosophie, und ließ ihn die drey großen Glieder der Wahrheit: die Tugend, die unsterblichkeit und Gott zusammen setzen zu einer lebendig blühenden Pflanze der Religion, nicht zu einer trocknen Pflanze in Herbarien der Metaphysik. Die Dichtkunst gab der Wahrheit ihre Seraphsflügel und die himmlische Menschengestalt und die erwachende Liebe seines Herzens verband alle mit dem heiligen Bande der Liebe, beyde Welten, die Wahrheit mit dem Schönen.

Aber noch immer waren seine Wünsche nahmen-

und gestaltlos. Seine Phantasien waren noch die alten Mährchen aus seiner Kindheit. Er wünschte sich noch nicht ein Mahl einen Freund, viel weniger eine Geliebte. Der Ruhm war es allein, der ihm seine Lorberkränze both. Aber der trunkene Blick, das stille Erröthen, die leisen Seufzer, die aus seinen rothen Lippen hervorbrachen, sagten dem Vater, wie nahe das Aufbrechen der verschlossenen Rosenknospe seines Herzens war; und so verzögerte er den Augenblick, den Eberhardine so sehnlich wünschte, die Entdeckung, daß er nicht sein Vater, daß Therese nicht seine Schwester war.

Eberhardine wünschte es, bloß um zu sehen, was er für Augen machen würde. Auch wünschte sie es um Theresen willen. Der Gedanke, daß er ein Mahl durch die Bande des Bluts ihr Sohn werden sollte, war ja schon lange ihr lieblicher Gedanke gewesen. Aber der Vater wollte nicht. Ferdinand hatte Theresen unter allen Menschen am liebsten. Erfuhr er in diesem Zeitpuncte: Therese sey nicht seine Schwester: so wurde sie seine Geliebte.

„Nun denn, soll sie das nicht, Vater?"

„Es würde mich glücklich machen, Dinchen! Aber wenn er, wenn wir für Liebe hielten, was nichts wäre, als brüderliche Freundschaft? wenn — nein, laß mich nicht glauben, er hätte glücklicher seyn können, wenn er es nicht gewußt hätte. O

nein! wenn er geht, so soll er es erfahren, er ist nicht ihr Bruder; und dann laß das Schicksal und sein Herz walten."

„Waren nicht meine Ältern auf eben die Weise glücklich?"

„Sie wußten, daß sie nicht Bruder und Schwester waren. O laß uns keine unruhige Welle in ihr ruhiges Leben werfen!" Sie gab ungern, aber überzeugt nach, und Ferdinand blieb ruhig.

Da aber reiste die Mutter zu ihrer Tante, die sie erzogen hatte. Sie nahm Ferdinanden und Theresen mit sich. Die Tante, das schöne Paar der jungen Leute sehend, konnte Eberhardinen den Wunsch nicht verbergen, Theresen ein Mahl als Gattinn des edlen Jünglings zu sehen.

Therese zuckte die Achseln, und die Tante fragte: „Soll ich es ihm sagen, als hätte ich vergessen, daß er es nicht wissen soll?"

„O um des Himmels willen nicht!" rief Dine sehr ernst — „wie könnte ich je mein Auge wieder vertrauend gegen meinen Mann erheben?"

Die Tante versprach zu schweigen; aber hätte Ferdinand nur etwas geahnt, er hätte errathen müssen, daß auf seiner Geburt ein Geheimniß ruhe: so nahe ging die Tante immer an der Auflösung ihres Räthsels weg.

Eberhardine besuchte die Pfarre in Holm

und ihre alten Bekannten. Wie glücklich war Ferdinand, da er den Spielplatz seiner Kindheit wieder sah! Er begleitete seine Mutter und seine Schwester an das Meer.

Die Mutter ließ sich mit ihren beyden Kindern nach der Watte übersetzen, wo ihr Mann den geliebten Sohn gefunden hatte. Hier stand sie, und, von ihren schönen unschuldigen Wünschen ergriffen, schloß sie wechselsweise und höchst gerührt ihren Sohn, dann ihre Tochter an die bewegte Mutterbrust.

Die Kinder wußten nicht, was der Mutter so rührend war. „Hier!" sagte sie nun — „hier!" wiederhohlte sie, und zerfloß in immer häufigere Thränen. Dann wendete sie den Blick auf das unendliche Meer, das ewig tobend daher stürzte, und, die Hände gefaltet, bethete sie um die Erfüllung ihres unschuldigen Wunsches. Sie kehrte freudig hoffend zurück.

Ferdinand blieb noch in der Gegend, die ihn so freudig an seine Kindheit mahnte.

Am Abend ging er mechanisch noch ein Mahl ans Meer. Ein Fischer aus Holm fragte ihm: „Sie wollen noch ein Mahl auf die Watte, junger Herr? ich kanns denken."

Ferdinand sah ihn an. „Was meinst du, Alter? Was?"

„Wie Gott alles regiert! Da fanden sie Vater und Mutter!"

„Da? wie denn so? da?"

„Nun auf der Watte, meine ich. Da fand sie Herr Braune. Eine Stunde nachher war die Fluth, Springfluth dazu; denn es war Vollmond. Da wars ums Leben geschehen."

„Mein Gott, Alter! fand mich, auf der Watte? Was heißt das?"

Der Fischer merkte, er hatte etwas gesagt, was der junge Mensch nicht wissen sollte. Aber er hatte zuviel gesagt, er mußte erzählen. Er erzählte alles. Er setzte ihn an die Watte über; er zeigte ihm die Stelle, wo er in seiner Wiege schlafend gelegen.

Stumm hörte Ferdinand den alten Fischer an. Dann bath er ihn, nach einer Stunde ihn von der Watte wieder abzuhohlen. Ferdinand war allein, mitten von dem rauschenden Meere umgeben.

Er wendete seine Blicke in alle Weltgegenden, und fragte die daher rauschenden Wellen und den Mond, der wieder voll aufging, und die Seemöwen, welche die weiße Brust in das Meer daherschießend, tauchten: „o wer ist meine Mutter?"

Er warf sich in den Sandhafer, der die Watte bedeckte. Er sah den Mond immer höher heraufziehen am Himmel, und mit ihm die Nacht und die Sterne, und er sann nicht heraus, ob die Nachricht, die er erhalten, daß er in der wei-

ten Welt keine Ältern hatte, keinen Verwandten, ein Unglück sey oder ein Glück. Aber er war in dem Augenblick mündig geworden. Unter Trompetenhall und Paukenschlag, unter wehenden Panieren des Ruhms und der Ehre trat er in die Schranken der Ehrenbahn großer Thaten, die Liebe zu vergelten, die Fremde an ihm gethan, und den Nahmen, den er noch erst erfahren sollte, und seine Verwandten mit Ehre zu krönen.

Seine aufgeregte Phantasie zog um die Wiege mit dem schlafenden Kinde einen leuchtenden Kranz. „Die Welt ist mein!" sagte er erst leise; aber dann wurde seine Stimme immer stärker. „Dieser ungewisse Sand ist mein Vaterland, diese brausenden Wellen! Die Menschheit ist mein Landsmann. Ich allein bin frey! mich bindet keine Kette, als die mein Wille mir anlegt. Ein Sohn des Glücks! des Schicksals Sohn!" Die Unheil weissagenden Worte des Oidipus wiederhohlte er oft mit dem Stolze der jugendlichen Hoffnung. Er drang mit seiner Phantasie hinein in die Welt, an ihre fernsten Gränzen. Die ganz unbeschränkte Freyheit, in der er sich auf ein Mahl sah, gewann unbeschreibliche Reitze für ihn. Der Jüngling dachte nachher nicht ein Mahl daran, welch eine unzerreißliche Kette ihn an Braunens Familie fesselte. Sein verwirrter Plan, seine dunkelsten Hoffnungen, seine geheimste Sehnsucht hatte einen Halt bekommen. Er küßte den Boden,

wo seine Wiege stand, und stieg ruhig, zu allem entschlossen, in den Nachen, und ging ruhig zu Hause, entschlossen, sein Geheimniß so gut zu verwahren, wie seine Ältern. Er legte sich nur weicher und zärtlicher an das Herz seiner Mutter. Er wurde seiner Schwester nicht fremder. Aber sein Herz verlangte in die Welt.

Er freute sich, wie sie zurückkehrten.

Zu Hause drang er in seinen Vater, von Hause wegzukommen. Es war der Wille des Vaters, er sollte eine Universität besuchen.

„Nein," sagte der Sohn — „laß mich den heißen Wunsch meines Herzens befriedigen, die ja jedes junge Herz erhebt. Laß mich in mein Vaterland, in die ganze Erde!"

Der Vater redete mit ihm über diese Idee. Er sprach von den Gefahren der Verführung. Ferdinand lächelte. „Das wäre die Gefahr nicht, mein Vater? Was nennst du Verführung? ich verstehe dich nicht."

Der Vater mußte damit hervorgehen, daß er vorerst nichts meinte als sein jugendliches Blut. Ferdinand lächelte wieder; aber dann wurde er ernst, sehr ernst. „Mich kann nichts, nichts verführen, Vater!" sagte er, sein Haupt an seine Brust legend.

„Wie so?"

„Denn es könnte ja seyn, ich liebte meine Schwester."

Der Vater sah ihn bestürzt an. „Was könnte seyn?"

„Ich weiß alles, alles, Vater, von einem Fischer auf der Watte, wo du mich fandst."

Der Vater ließ sich erzählen, und welche Wirkung es auf die Phantasie des jungen Menschen gemacht hatte. Der Sohn verschwieg ihm nichts.

Der Vater suchte die Phantasie des Jünglings in ein weniger gefährliches Gleis des Lebens herabzuziehen; aber Ferdinand antwortete: „was denkst du, Vater? Was will ich denn? was ich auch gewollt hätte, wenn ich dein Sohn war? Mißgönnst du es dem Jünglinge, die liebliche Idee, das Zauberlicht, das sich um meine Welt legt, daß ich in jedem edlen Manne meinen Vater errathe, in jeder edlen Frau meine Mutter hoffte, daß ich meinen Freund freudig fragen kann: „bist du vielleicht nicht mein Bruder? daß ich" — hier senkte er das Auge, und die verschämte Wange glühete, „daß ich jedes edle Mädchen wie meine Schwester ehre? Mißgönnst du es mir, daß ich in jedes Land der Erde trete, mit dem geheimen entzückenden Gefühl, es ist vielleicht mein Vaterland? Es ist wohl eine Spielerey der Phantasie, das fühl ich. Aber ist nicht die Dichtkunst eine Erinnerung aus einer schönern Welt, auch ein Spiel, ein Traum, und doch wahrer als das Leben? O Vater, taste meine freundlichen Hoffnungen nicht an!"

„Auch will ich eine Zeitlang," fuhr der Sohn fort — „auf einer Universität leben, um zu meinem Pinsel, der so glücklich trifft, noch ein Gewerbe zu haben, das im Nothfall mich ernährt."

„Und das ist?"

„Die Arzneykunde. Ich finde in jeder Stadt Lehrer. Meinen Fleiß kennst du. Ich bedarf, das weißt du auch, mein Vater, sehr wenig. Ich habe entbehren lernen. Meinst du nicht, daß ich so glücklich seyn werde?"

„Fast glaube ich es. Doch du reisest nicht morgen, nicht übermorgen. Wir werden weiter über deinen Plan reden. Und deine Abkunft bleibe ein Geheimniß zwischen uns und deiner Mutter."

Die nahe Abreise Ferdinands wurde bekannt gemacht. Das Geheimniß blieb verschwiegen.

Der Vater gab dem Jüngling das Portrait seiner Mutter, aber nur, eine Kopie davon zu nehmen.

Er mahlte eine, die vollkommen ähnlich war. Das Bild wurde eben so gefaßt, erhielt eine solche Kette, und der Sohn erhielt das Original. Er trug das Portrait auf seiner Brust.

Er bath seinen Vater, ihm die Art seiner Reise, und die Länder, die er besuchen wollte, ganz zu überlassen.

Der Vater merkte wohl, daß der Jüngling

sein Ziel weit gesteckt hatte. Aber er erlaubte es ihm, ohne zu thun, als errieth er die Absicht.

Der Vater gab ihm einen Kreditbrief mit, und mehrere Wechsel auf große Handelsstädte. — Boisen, der den Jüngling unbeschreiblich liebte, und recht wohl aus den Reden des jungen Menschen sah, auf welch eine Reise es abgesehen war, sagte: „laß uns Abschied nehmen, Ferdinand! Wir sehen uns nicht wieder! Du machst Anstalt zu einer weiten Reise, ich zu einer noch größern. Da hier, nimm! Ein Nothhelfer in einer großen Verlegenheit!“

Er brach einige Edelsteine aus den Fassungen von ein paar Ringen. „Nähe sie ein, und gebrauche sie als unscheinbare Knöpfe an einem Kleidungsstück, das du nicht ablegst. So machte ich's, mein Sohn, da ich in deinen Jahren in die Welt lief, um das Glück zu erjagen. Ich hätte es zehn Schritte von mir finden können; denn glaube mir, in den Nahmen: Mensch, Mann, Vater, Bruder, Freund steckt das Glück des Lebens. Nirgend anders! das sah ich zu spät. Ich bitte Gott, daß du es siehst, wenn es nicht zu spät ist.“

Ferdinand nahm Abschied, und, der Frau von Boisen Willen, reiste er in einem Wagen ab, der aber nichts enthielt, als einen kleinen Mantelsack für den reisenden Jüngling.

6.

Er ging auf eine Universität, und arbeitete mit dem Eifer seiner Begeisterung Tag und Nacht. — Dichtkunst und Musik waren seine Erhohlung von seinem Studiren der Medizin und von seinen Arbeiten in der Mahlerey. Er schlief nur sechs Stunden; und da er zu Hause gelernt hatte, welch ein Zeitgewinn, Ordnung und Eintheilung der Zeit ist: so gewann er Zeit und Kenntnisse. Er wohnte bey einem berühmten Arzt im Hause, und erhielt sehr bald seine Freundschaft. Er zeichnete für ihn Pflanzen und Präparate. Er rückte mit Gewalt vorwärts in der Medizin. Sein Freund, der Arzt, wollte ihn bereden, bey der Akademie zu bleiben. Er schlug es ab, und entdeckte ihm seinen Plan, über die ganze Erde zu gehen, so bald er mit seinem Studium der Medizin fertig wäre. Aber seine eigentliche Neigung zog ihn an die Dichtkunst und an die Mahlerey.

Er zeichnete viel; er warf die Pastel- und Wasserfarben weg, und wurde Oehlmahler. Sein Lehrer in der Kunst ein großer Meister, wurde sein Freund. Auch der, der sein Talent für die Kunst sah, wollte ihn bereden, sich der Kunst ganz zu weihen. Hier schwankte er; denn hierhin zog ihn Herz. Aber dennoch überwand sein Plan, das Menschengeschlecht zu sehen, seine Liebe zur Kunst. Seine Bekannten begriffen nicht, woher Brau-

ne die Zeit nahm zu Allem, was er trieb. Sein Lehrer meinte, er würde nichts recht lernen, weil er zu viel lernte; aber sie kannten seine Begeisterung nicht, nicht die Summe von Kenntnissen, die er von Hause mitgebracht hatte, und den Vortheil nicht, denn er aus seiner Art des Studiums, die ihm sein Vater gelehrt hatte, zog. Er las, wollte er etwas wissen, in einer fremden Sprache darüber, weil er von seinem Vater überzeugt war: das langsamere Lesen in einer fremden Sprache drücke die Kenntnisse tiefer in die Seele. Ein deutsches Buch las er immer mit der Feder in der Hand, um dem raschen Vorüberfliegen seiner Seele zu entgehen.

Seine Flöte blies er im Freyen, auf einem Berge sitzend, und auf diesen Flügeln der Flötentöne erhob sich seine Seele in die magischen Gefilde der Dichtkunst. Er begleitete seine Gesänge mit Gedanken; und war seine Seele gefüllt von Musik und den erhabensten Gefühlen: so schrieb er, und so vereinigte er, wie die weisern Alten, die Musik mit der Dichtkunst.

Die Gegend, in der er lebte, war schön, und er nützte sie mit künstlerischem Auge. Er lernte nicht im Gemählde, sondern in der Natur selbst, die Luftperspective, die Tageszeiten, Licht und Schatten kennen.

Er wollte nicht Landschaftsmahler werden;

aber er übte sich dennoch in dieser Kunst, und alles gelang ihm.

Er fehlte an keinem Orte, wo Menschen versammelt waren, und hier studirte er den Ausdruck der Leidenschaft auf dem menschlichen Gesichte.

Er konnte so gut, wie jeder Student ein hübsches Mädchen verfolgen; aber er wollte nur ihr Gesicht, die Blüthe ihrer Wangen, das leuchtende Auge, ihr Zauberlächeln, die schlanke Gestalt haben, nicht ihre Liebe.

Er studirte die Gemählde seines Lehrers eben so fleißig, und er übte, was so viel Künstler versäumen, das Kunstgedächtniß. Er lernte die schönsten Züge eines Mädchens und eines Jünglings, und der großen Meisterstücke gleichsam auswendig.

Er fehlte nie in der Kirche, wo ihm jedes schöne Gesicht ruhig sitzen mußte.

Er gewann die Fertigkeit, zu sehen und zu behalten. Er mahlte manchen Kopf zum Sprechen ähnlich, ohne ihn vor sich zu haben.

Er stritt mit seinem Lehrer über den Werth der Historienmahlerey. „Es gibt noch etwas Höheres in der Kunst,“ sagte er — „die Poesie! — Der Mensch an sich, abgesondert von Allem, was die Zeit, die Begebenheit, die Sitte ihm gibt! Es gibt eine Schönheit, die ewig Schönheit bleibt, die schönen Empfindungen des menschlichen Herzens, welche die Kunst vermag darzustellen, die Liebe der Mutter, der Aeltern, die Liebe des jungen Herzens,

das Mitleiden, die Unschuld der Kinderwelt, das Familienleben, die Freundschaft, der Tod, das Grab, und sein Schmerz."

„Was man das Göttliche an der Madonna nennt, ist nichts, als das Reinmenschliche: Unschuld, Liebe, Heiterkeit, Güte! Was an Jesus: Muth, Geist, Sanftmuth und feste Standhaftigkeit! Was die Geschichte bezeichnet, ist für uns bedeutend, aber für die Kunst fast immer ein Mangel. Lassen Sie eine Madonna nach Jahrtausenden in einem Herkulanum übrig bleiben: so wird man sagen: Eine liebende Mutter! Aber die Kleidung mußte schöner seyn und das Kind lächelnder. Mahle der Künstler, was die Zeit verlangt; aber er vergesse in den schönsten Stunden der Begeisterung nicht, daß die Poesie höher ist als Geschichte. Lassen Sie Euripides Iphigenia vergessen seyn: so stört Artemis in den Wolken die schöne Täuschung auf dem köstlichen Bilde von Venlo, weil Niemand sie kennen kann. Shakspearens Hexen in Makbeth waren drey alte Weiber, in Lumpen gehüllt, und sie setzten die Zuschauer in Schrecken; denn sie glaubten daran. Jetzt muß der Maschinist seine ganze Kunst verschwenden, um der Hexen Umgebung furchtbar und fremd zu machen. Die Hexen sind nicht furchtbar. Ihre Zeit ist hin. — Die Alten schrieben unter ihre Gemählde die Nahmen der Figuren, und thaten wohl daran. Wir wollen feiner seyn; aber ist nicht der Schmetter-

ling der Psyche und der Mond an Artemis Stirn so gut ein Nahme wie dort? Und kann nicht diese Sprache so gut untergehen, wie die Keilschrift in Persepolis? Und was bleibt dann übrig? Nichts als was reine Kunst an den Gemählden ist."

Mochte er irren oder nicht: so war es seiner Kunst doch zuträglich. Er wollte nur das Schöne.

So war er achtzehn Monathe hier geblieben, viel länger, als sein Vater, als er selbst geglaubt hatte.

Nur in den Ferien machte er kleine Reisen, sich zu seinen großen Reisen vorzubereiten, und überall lernte er, und schrieb, was er lernte.

Er wurde nun Doctor der Medizin, und mit der größten Ehre. Dann nahm er Abschied von seinem Vater, der ihn besuchte.

Er schien dem Vater kälter und ruhiger. Er konnte sogar ein Wort fallen lassen, daß er seine Reisen beschränken wollte. Aber Europa wollte er sehen, besonders Italien, der Kunst, die Schweiz, der Natur, und England, der Nation wegen.

Der Jüngling hatte nicht geliebt. Er arbeitete zu viel, und die Schönheit diente seiner Kunst, nicht seinem Herzen.

Ruhig ging er also nach Italien ab. Er nahm alles, alles in das offne Herz auf, in dem die Liebe noch nicht wohnte. Die Alpen erhoben seine Seele. Er konnte sich kaum losreißen. Da

trat er unter den schönen Himmel Italiens, unter die Riesendenkmahle des größten Volks der Erde, und unter die Blüthen der alten Kunst, er selbst die schönste Blüthe der Natur.

Er wußte nicht, wozu er zuerst greifen sollte, nach den alten Denkmählern der Geschichte, die er so genau kannte. Er wollte ein Architekt werden, dann ein Bildhauer; dann wollte er hier die Geschichte des Volks studiren, und sie auf dem Kapitol schreiben.

Er arbeitete hier viel weniger selbst, er sah nur, er genoß nur; aber dennoch wurde er ein Künstler.

Er las hier die Alten noch einmahl.

Er machte einen Ausflug auf die griechischen Inseln.

Die tausend neuen Bilder einer wärmern Natur, eines lustvollern Lebens öffneten auf einmahl sein Herz; er wünschte sich, hier zu bleiben, und in sein Vaterland zurück, um an das reine Herz einer Geliebten fallen zu können. Denn hier fand er nicht, was er in der Jugend zu ehren gelernt hatte, eine heilige Liebe. Hier fand er nichts, als die Lust, die Begierde und die Schönheit. Aber hier fand er den Schutzgeist seines reinen Herzens, den Freund.

Er begegnete in dem schönsten Thale der Apenninen einem jungen Manne, in dem er sogleich

den Landsmann an dem blonden Haar, an den blauen Augen, und an der Gutherzigkeit des Gesichts erkannte.

„Landsmann!“ rief er deutsch, und „Landsmann! lieber Landsmann!“ war die Antwort.

Sie reichten sich die Hände und die Lippen, und erst nach einer Stunde wurde Ferdinand gewahr, daß der Landsmann in einem sehr ärmlichen Aufzuge neben ihm herging; denn er war mit ihm umgekehrt.

Erst redeten sie, wie natürlich, von dem geliebten Vaterlande, dann von Italien, dann von der Kunst. Der Fremde hieß Bürger; aber er war nicht Mahler, nicht Musiker, nicht Bildhauer. Mit lachenden Augen aber sagte er: „ich bin, lieber Landsmann, ein Zugvogel! Mich lockte das Weite. Ich hatte Lust, einmahl zu fühlen, wie ein blühender Mandelbaum mitten im Januar sich ansehen läßt. Weiter trieb mich nichts hierher. Seht, Landsmann, ich wollte die Geschichte, wie unser Professor, der nicht aus seinem Geburtsorte gekommen war, uns rieth, aus den Urkunden und Denkmählern studiren. Aber sagt, ist das Kapitolium, wo sich ein paar Krämer, Weinhändler und Hurenwirthe angesiedelt haben, mehr, als die Blumen einer Immortelle in einem Herbarium aufgeklebt, und die Monsignori, die Prälaten, die Kardinäle, der heilige Vater selbst, die in Rom statt der Scipionen, der Katos, der Fabier um-

her gehen, wie der erste Versuch eines Bildhauergesellen, der den Apoll aus Lehm nachklebt? Aber wär' ich zur Zeit der Scipionen nach Rom gikommen: wer weiß, ob mir nicht Scipio selbst —"

„Halt!" rief ihm Ferdinand zu. Aber Bürger fuhr fort, auf alles zu spotten, und am Abend hatte Braune es weg, daß sein Spott nur eine andre Art des Lachens, der Fröhlichkeit war; daß hinter diesem Lachen der fröhlichen Phantasie ein heiliger Ernst steckte, eine feste, strenge Tugend, die mit einer frohen, lebendigen Lustigkeit zugleich, als ein Gespann ging.

Da sie am Abend in die Herberge kamen, erklärte Bürger, daß er, wie ein Engländer, nach Italien gegangen wäre, um zu sparen, und daß er seinen Landsmann wohl auf den Wegen, die frey wären, aber nicht in die Herbergen begleiten könnte, die nicht frey wären.

Braune bath ihn recht herzlich, Abends und die Nacht sein Gast zu seyn.

Bürger erzählte ihm ohne alle Scheu und mit Lachen, daß ihm die kleine Summe, die er für seine Reise bestimmt gehabt hätte, fast ausgegangen sey, und kaum zu seiner Rückreise hinreichte. „Sie hat doppelt so lange gehalten, als ich dachte. Denn ich lernte den Italienern eine Kunst ab, die Kunst zu entbehren, von Makaronis, Käse und Kürbis zu leben, Wasser zu trinken, und in einer Arkade zu schlafen. Dazu spiele ich die

Guitarre, rede fertig italienisch, bin auf den Alpen gewesen, im Kolosseum: und so habe ich alle Ansprüche in Deutschland auf ein Amt, wozu weder Guitarre, noch die Alpen, noch ganz Italien gehört. Aber das Vaterland will Verdienste, und so ist's gut. Die habe ich eben."

Braune machte zwar selbst nicht Spaß; aber erliebte ihn, und so tranken sie in die Nacht hinein, und sie zogen den andern Tag weiter.

Der Landsmann mischte unterwegs unter den Ernst so viel Spaß, und umgekehrt, war so muthig, sah dem Leben so fröhlich entgegen, und sein Herz war so warm für die Freundschaft und für die Gerechtigkeit, daß Braune ihn von ganzem Herzen an zu ehren, dann an zu lieben fing.

Wie Braune kühn einem Feinde unter die Augen getreten wäre, so trat er auch kühn vor Bürgers Auge, und bath um seine Freundschaft.

„Was hast du dafür zu biethen, Landsmann? denn ich verkaufe, was ich habe, nur um den höchsten Preis, meine Freundschaft und Liebe; meine Tugend um keinen." Er wollte noch fortscherzen, aber Thränen sprangen aus seinen Augen. Er fiel an seine Brust, und sie waren Freunde.

Jetzt erst vertrauten sie sich ihre Herzen, ihre Begebenheiten.

In der ersten ruhigen Herberge copirte Braune seiner Mutter Gesicht, das er auf der Brust

trug, und gab es seinem Freunde, wenn ihn ein Zufall mit ihm zusammenbrächte.

Sie lebten noch ein paar Monathe in Italien. Sie beschlossen, zusammen nach England zu gehen.

In Rom trennten sie sich auf ein paar Tage.

Braune erhielt einen Brief mit den Worten: „Ich kann nicht mit dir, Ferdinand. Ein Unfall ruft mich nach Hause. In Birkfelde erhältst du Nachrichten von mir, und ich erwarte sie von dorther von dir. Leb wohl Orest! Leb wohl!“

Braune wäre gern mit ihm gereist. Die Sehnsucht nach Deutschland wurde zu groß. Er reiste nach dem geliebten Vaterlande zurück, mit dem hohen Gefühl, daß seine Kunst ihn unabhängig von allen Menschen machte; in dem Höhern, daß er innerlich ein Künstler sey; mit dem ritterlichen Gefühle der Jugend, daß er nie im Auslande sich vor dem Fremden gebeugt, daß er den deutschen Nahmen mit dem Degen in der Hand sowohl vertheidigt hatte, als mit seinen reinen Sitten; mit dem stolzen Gefühl, daß er den seltenen Freund erworben, mit dem er kühn dem gewaltigen Schicksal entgegen gehen konnte, mit dem er das Leben zu einem Freudentempel erbaute, in dessen Herz er sein Herz ausgießen konnte, und noch mehr, alle seine Triumphe, die er erhalten, alle seine Ehrenkränze, die er noch erlangen wollte; den

Freund, für den er selbst sein Leben hinwerfen konnte; für den er in alle Schranken trat, in die ihn Schicksal und Menschen fordern mochten.

O, wehe dem Jüngling, der ohne Freund, ohne Freundschaft, die allein so romantisch ist, als die Liebe, und noch erhabener, durch die Jugend gehen soll, und durch das Leben! Sein Leben hat kein Ziel. Er lebt, um zu lernen, und lernt, um zu leben, und der todte Buchstabe tritt nie in's Leben, und die Wahrheit wird nie, was sie bey den Alten war, die neun Göttinnen, die Töchter des höchsten Gottes. Nein, wie das Zwillingsgestirn, eins von des andern Strahlen beleuchtet, wandelten Braune und Bürger dahin. „Ich lebe für dich!" sagten sie Beyde. Da hatte das Leben ein stolzes, ein edles, ein menschliches Ziel. Ihre Blicke wurden nicht hin- und hergerissen, sondern sie ruhten einer auf dem andern, in stiller Kraft, in kräftiger Ruhe.

Ferdinand konnte der Liebe entbehren. Er hatte sie in dem Busen seines Freundes gefunden, obgleich sein ganzes Herz erwacht war, da er den kräftigen Hauch seines Vaterlandes empfand, der ihm von Norden her über den Alpen entgegenbrauste.

Er machte auf seiner Heimreise eine Reihe von Zeichnungen, auf denen die unschuldige, keusche, lächelnde Geliebte im erhabenen Gefühl der verschwiegenen Liebe im Dunkel des Eichenwaldes stand,

der die Liebe nichts gab, als ein schöneres Lächeln, eine höhere Schönheit, und eine höhere Unschuld. In Italien hatte er die Mänade gemahlt. mit glühenden Augen und Wangen, zum wilden Tanz den Fuß gehoben, die lärmende Schellenpauke, in den erhobenen Händen.

Jetzt zeichnete er unwissend sein Schicksal, und mit der Guitarre in der Hand, stieg er von den Alpen herab, und sang die Entzückungen der heiligen Liebe, die ihn erwarteten.

Ende des ersten Bandes.

